# Eine Wanderung



durch

# das Oetzthal nach Fend und Gurgl nebst Umgebung.

Von

**Joh. Nep. Ritter v. Alpenburg.**

(Aus den tirol. Monatblättern „Ins Oetzthal" abgedruckt.)

Innsbruck, 1858.

Gedruckt bei Felician Rauch.

„Wie da im rothen Morgenstrahle
Die Fensterlein erglänzten;
Und wie so freudig Berg und Thal
Mit Rosen sich begränzten!“

Lenau.

„Unser Zion, unser Tempel,
Uns're heil'ge Gottesstadt
Sind die himmelhohen Berge,
Die Gott selbst erbauet hat." —

A. E. Fröhlich.

Es ist im Juli oder August — ganz nach Belieben der Leser — da harren wir zu Innsbruck etwas vor fünf Uhr auf die Abfahrt des Stellwagens, um mit demselben bis Silz zu fahren, wo wir ungefähr um 10 Uhr Vormittags eintreffen werden. Wem aber der populäre Stellwagen zu „letz" ist, der kann etwas früher, zwischen 4 und 5 Uhr, mit der Post abreisen, welche beiläufig um ½ 10 Uhr im Dorfe Silz einfährt.

Der Himmel stellt heute unserem Vorhaben ein günstiges Prognostikon, oder wir sind — um mit jenen zu sprechen, die gern sich selbst die Ehre geben — so gescheit gewesen, mit unserer Abreise auf gutes Wetter zu warten. Schaut nur, welch eine wundervolle Morgenstund'! Zwar hat sie kein Gold im Mund, wie man sonst den Morgenstunden nachrühmt; aber ringsum die Berghöh'n hat sie auf die luxuriöseste Weise mit Gold überzogen — mit hellem, purem, gediegenem Gold. Ha, wenn das so ein erpichter Börsenspekulant wüßte in Wien oder in Hamburg — wie würde der mit Extrapost nach Tirol fliegen, diese Morgenvergoldung von unsern Jöchern zu lösen. — Doch die Pferde stampfen, der Kutscher schnalzt — also hinein denn in den Stellwagen und aus unsern Morgengoldträumen hinausgefahren in das schöne, grüne Land!

Während wir unter der wohlbekannten und vielgenannten Martinswand hinrollen, singen uns von den Föhren herab die Vöglein die schöne Sage von dem Unglück und der wunderbaren Rettung des Kaisers Max vor. Die Reisenden aus aller Herren Länder haben diese Begebenheit an der Stelle so oft einander erzählt und vorgelesen und darüber kritisirt, daß sie die guten Vögel endlich auswendig gelernt haben, und jetzt von allen Zweigen singen. Wir wollen ihnen aber im Vorüberfahren die schöne Bearbeitung dieses Stoffes von Anastasius Grün empfehlen, welche ihnen noch unbekannt zu sein scheint. Diese Ballade muß sich ganz besonders in den Schnäbeln von gutpatriotischen Tiroler Vögeln prächtig ausnehmen, vorzüglich der Anfang:

„Willkommen Tiroler Herzen, die ihr so bieder schlagt,
Willkommen Tiroler Berge, die ihr den Himmel tragt!"

Mit Haltmachen gibt sich unser Stellwagen nicht viel ab, nur in Inzing wird eine kurze Rast gepflogen, die Pferde bekommen Wasser und verlegen sich ein bißchen aufs Haberkauen; der Kutscher gibt etliche Briefe und Packete ab, die er aus Gefälligkeit und um eine kleine Extraeinnahme zu haben von der Stadt herauf mitgenommen; und ein wohlbeleibter Reisegefährte nimmt ein Tröpflein, das heißt eine Halbe Rothen zu sich als Herzstärkung, und vermuthlich auch damit seine Nase nicht vom Glanz ihrer rosigen Laune kommt. Sobald diese Geschäfte abgemacht, setzten wir unsere Fahrt unverweilt fort und schauen bisweilen aus unserm Kasten, wie die Landschaft ringsum so lachend und morgenfrisch und durchsät mit stattlichen Dorfschaften.

In Silz verfügen wir uns gleich nach unserer Ankunft in die Kirche, der wir es offen nachrühmen müssen, daß man nicht viele solche findet in andern Dörfern des Landes. Wir wollen nämlich das mit Recht vielbelobte Altarblatt von Hellweger, die wunderholde Himmelskönigin anschauen, und daran unser Herz erquicken. Wem fallen vor diesem Bild nicht Schenkendorff's Verse ein:

„Maria, süße Königin,
Es steigt hinauf zu dir mein Sinn;
Ein Strahl von deinem Angesicht
Ist mehr als Mond- und Sonnenlicht.

Das Wunderkind auf deinem Arm
Stillt jede Sehnsucht, jeden Harm;
Du drückst es innig an dein Herz —
Ach, wer da ruhte sonder Schmerz!" —

Darauf wird es räthlich sein unsern Muth ein wenig zusammen zu nehmen, um eine Heldenthat zu wagen, eine klassische Heldenthat, welche einst die Homerischen Heroen gar oft und rühmlich bestanden. Laßt uns denn ihrem Beispiele folgen und

Unsere Hände erheben zum leckerbereiteten Mahle.

Denn von hier bis Oetz sind es drei Stunden, dabei gibt es vieles zu schauen, wir werden demnach nicht sobald hineinkommen. Und auf dem Weg ist für die Anforderungen des Magens nicht viel anderes zu bekommen, als frisches Quellwasser und etwa Himbeeren oder Erdbeeren. Eine Kost für Eremiten, aber nicht für uns Weltkinder.

Sobald wir die besagte Heldenthat mit Ehren bestanden, nehmen wir von Silz Abschied und gehen eine Zeit lang durch den Wald hin der Poststraße entlang. Wer seine Kräfte für die Bergwege und die schweißtreibenden Jochübergänge drinnen im Oetzthal ganz unversehrt aufsparen will, der kann auch auf der Chaussee bis Haimingen fahren, von welchem Dorfe sich der Fahrweg in's Oetzthal ablenkt. Wir aber biegen außer dem freundlichen Föhrenwald schon bei der ersten Feldkapelle von der steinharten breiten Landstraße mit ihrem Wagengerassel und ihren grauen Staubwolken ab und schlagen den Fußsteig ein, der links über hellgrünen weichen Wiesboden hinüberführt. Auf diesem Steige hinschlendernd können wir uns sattsam ergötzen an den bescheidenen Blümlein um uns her, oder am Anblick des malerischen Silzerberges und des Schlosses Petersberg. Diese Veste, in alter Zeit eine Welfenburg und in unsern Tagen, nach diversen Besitzveränderungen, ein Eigenthum der

Grafen von Wolkenstein, schaute erst kürzlich noch so lustig und tapfer von ihrem grünen lindenbewachsenen Hügel in's Thal herab. Aber im Sommer 1857 wurde sie von einem gewaltigen wilden Feinde gebrochen, nämlich von einer Feuersbrunst. —

Haimingen lassen wir auf diesem Weg zur Rechten liegen und kommen in kurzer Zeit auf einem anmuthigen Waldpfad zu einem gemauerten Brunnenhaus rechts am Weg, wo der Wasserkanal zur Bewässerung der Wiesen abläuft. An dieser Stelle ist es aber etwas unheimlich oder „umhoalach", um schon jetzt einige Vorübungen in der Oetzthaler Sprache anzustellen. Es soll noch gar nicht lange her sein, daß man da einen Pater, d. h. einen Mönch hat herumwandeln gesehen, und zuweilen auch ein Weiblein oder einen Mann ohne Kopf. Bei diesem Hause nun wendet sich, neben einem Kruzifixbild unter rothangestrichenem Dache, links von dem Fahrweg ein Fußsteig empor, worauf man den Weg nach Oetz fast um eine halbe Stunde abkürzen kann. Wer aber mit der kostbaren Zeit nicht besonders zu geizen braucht, für den ist der eigentliche Weg, d. h. die Fahrstraße, vorzuziehen, denn es bietet sich da eine reizende, duftige Fernsicht hinauf in die Landschaft bei Imst.

Wir wandeln also, unbekümmert um den Fußsteig, vom „umhoalachen" Brunnenhaus in dem sich verwildernden und verengenden Grunde rüstig vorwärts durch rauschende Föhrenwaldung, zwischen umhergestreuten Felsentrümmern und dem Herüberbrausen der Ache. Sobald wir den „Brunn-" oder „Heachlroan" erstiegen, wird die Gegend wieder offner und gewinnt ein lieblicheres Aussehen.

Diese Höhe aber ist ein etwas heikler Punkt, von dem die Oetzthaler eigentlich nicht allemal gern reden hören. Es ist der Innthaler Volkswitz, oft ein gar kecker, verwegener, übermüthiger Bursch, so boshaft gewesen, auf diesen Roan manche Geschichtlein zu verpflanzen — etwas stachlige Gewächse, die jene, welche es angeht, vielleicht gern bei Stumpf und Stiel ausgerissen hätten. Allein warum denn? Laßt sie wachsen und blühen diese Histörchen! Es weiß ja doch die ganze Welt, daß kein wahres Wörtlein daran ist, wenn man erzählt: Es hat einmal einen Oetzthaler gewaltig verdrossen, daß in seinem Heimatthal der warme Sommer allemal gar so spät ankommt, während draußen im Innthal schon Alles in voller Blüthe steht. Da hat er sich auf den Weg gemacht, den Sommer im Innthal abzuholen. Wie er denselben verlangt, haben sie ihm eine Hummel gegeben und gesagt: „Der ist es.". — Diesen Sommer hat er in ein Schächtelchen gethan und ist getrost heimzu gangen. Auf dem „Roan" oben hat er hineingeschaut, wie es dem Sommer geht; der ist aber heraus und summend davongeflogen. Da hat ihm der Oetzthaler nachgerufen: „Summer, Summer, dem Oetzthal zu!" —

Auch mit einem andern Geschichtlein, das man übrigens mehreren Ortschaften mit einigen Veränderungen angedichtet hat, z. B. im Unterinnthal den

Brandenbergern, pflegt man im Oberinnthal die Oetzthaler zu necken. Es hat einmal Einer einen Kürbiskopf für ein Roßei gehalten — warum, ist nicht zu erfragen gewesen — und da hat er sich angeschickt, dasselbe auf dem genannten „Roan" oben auszubrüten. Da ist ihm aber das Ei zufällig zu Thal abaus gekugelt, und unten im Gestäud hat es einen Hasen aufgejagt. Der Oetzthaler oben sieht ihn laufen, hält ihn für das Füllen, so nun aus dem Ei auskommen, und ruft: „Ihaha, daher! ich bin der Natte (Vater)!" —

Doch wir verlassen nun dieses spaßreiche Revier wieder, und wenn gerade die rechte Jahreszeit ist, etwa der Monat August, so sehen wir im Weitergehen wohl schon in dieser Gegend die fleißigen Oetzthalerinnen überall an baumfreien Stellen Flachs ausbreiten, ötzthalerisch „Haar" genannt, auf daß die Stengel durch Liegen und Verwitterung mürbe werden, und sich beim Brechen leicht von der Faser trennen. Diese Beschäftigung ist ein Zeichen, daß wir in das Thal kommen, welches durch emsigen Flachsbau sich von alter Zeit her einen weiten und guten Ruf gemacht hat.

Zugleich erfreuen wir uns auf der Höhe des Brunnrains an der Fernsicht thalaufwärts in die Gegenden von Imst und am nähern Anblick von Sautens jenseits der brausenden Ache. Durch dieses stattliche Dorf, das so lieblich drüben liegt zwischen saftigen Wiesen, grünen Feldern und Baumgruppen am Fuße eines waldigen Berges, kommt derjenige Reisende, welcher von Imst aus seinen Weg in's Oetzthal einschlägt. Dieser Eingang ist ziemlich freundlicher, als der von Silz her, welcher das Gemüth schon mit einem bedeutenden Vorgeschmack von Wildheit, Düsterheit und Einsamkeit erfüllt.

Auch gelangt man auf demselben zu einer Merkwürdigkeit, die im Oetzthal in hohen Ehren und Ansehen steht. Es ist dieß das „Sautner Kreuz", ein großes Kruzifix in einer ansehnlichen Kapelle im Walde unter Sautens. Diesem Bilde, sagt das Volk, wachsen die Haare, und sein todesmattes Hauptt neigt sich immer tiefer und tiefer. Und sobald es sich ganz herabgesenkt ha auf die Brust, dann kommt das Ende der Welt.

Während wir weiter gehen nach Brunau, dem ersten Weiler des Oetzthales auf dieser Seite, schauen wir wohl noch öfters mit Wohlgefallen hinüber auf die Landschaft von Sautens, wo Alles so blühend, so heiter und lachend. Es wird uns gewiß kein Oetzthaler Lügen strafen, wenn wir diese Gegend eine recht „hoalache" nennen, was in guter Büchersprache so viel sagen will, als eine recht heimliche, freundliche. Doch einige Spur von der Wildheit und den Zerstörungsgelüsten der Oetzthaler Natur machen selbst hier sich bemerkbar. Vom Abhang des Berges hernieder zieht sich ein langer erdiger Murrbruch. Dieser wurde am 8. August 1856 durch einen scheinbar ganz unbedeutenden Regen veranlaßt, und verschüttete unweit des Dorfes ein Haus, so daß die armen Leute große Mühe hatten noch auszukommen.

Die Oetzthaler Phantasie legte in ferner alter Zeit die vielfältigen Murrbrüche und derlei Zerstörungserscheinungen, besonders im innern Theile dieses Thales, einem dämonischen Wesen zur Last, Runsa benamst. Jetzt wissen aber nur mehr etliche graue Weiblein davon ein Weniges zu erzählen, und bald vielleicht wird die Erinnerung an dieses verderbliche Wesen ganz aussterben — **sic transit gloria mundi!**

Vielleicht dient es auch zu einiger Wegkürzung vom Schullehrer zu Sautens Einiges zu vernehmen — nicht etwa wie er in der Schule den Haselstock schwingt und seinen Zöglingen das A, B, C und „Tachteln" beibringt; sondern wie er allerlei andere Unternehmungen gewagt dießseits und jenseits des atlantischen Ozeans.

Er betrieb außer der Schulstube als Dorforganist auch Musik und daneben noch Buchbinderei, und soll ein Mann von lebhaften Anlagen gewesen sein, dem gar nicht Alles gefallen wollte, was ihm auf seinem Weg begegnete. Namentlich kam er wegen Grundentlastungs-Angelegenheiten mit seiner Gemeinde in argen Unfrieden. Und eines schönen Morgens vor beiläufig fünf Jahren ging durch die Gemeinde Sautens und dann allmälig weiter und weiter das laute Gerede: der Schulmeister Andreas Pohl — das ist sein Name — sei sammt seinem Weibe „durchgebrannt." Ja selbst im landesbeliebten Blatt, der wackern Schützenzeitung, konnte man über dieses Unterfangen vernehmen, schwarz auf weiß. Unterdessen aber hatte sich der freiwillige Ex-Schulmeister in Cincinnati niedergelassen, aber nicht das Maul aufgesperrt, bis ihm die gebratnen Vögel hineinflogen, sondern er hat angefangen seine Hände wacker zu rühren und sich überhaupt aus allen Leibeskräften umzuthun. Solchem rüstigen Unternehmen blühte bald das schöne Gelingen und in Kürze erfreute sich der unternehmungslustige Tiroler der guten reichlichen Früchte seines Fleißes. Es steckte aber immer etwas Ungerades in seinem Sinn, und es ließ ihm gar keinen rechten Frieden. Er begab sich daher neuerdings zu Schiff und schwamm wieder über den Ozean zurück nach Europa. Da ging er in Sautens zuerst mit wohlgefüllter Börse zu allen jenen, die einst sein „Durchbrennen" ungern gesehen und seither immer ein bißchen böse auf ihn sich gezeigt hatten, um ihre Gemüther zu beruhigen. Und auch nach Innsbruck ging der Andreas Pohl zu Hrn. Andreas Kößler, der seit fünf Jahren immer trübselig den Kopf gehängt und getrauert um seinen abwesenden lieben Namensvetter. Es drohte dadurch über die ganze Stadt die blasse Melancholie hereinzubrechen! Als der Bürger aus Amerika Hrn. Andreas Kößler seine berühmte joviale Laune gegen Quittung getreulich zurückgestellt — zur allgemeinen Freude der Kronlands-Hauptstadt — und auf solche Weise sein Gewissen in Ruhe gebracht hatte, setzte er sich für einige Wochen in seiner alten Heimat Sautens ruhig nieder und erzählte den Oetzthalern, wie er drüben in seiner neuen Heimat sich abgemüht, und wie ihm das Glück fast wider Verhoffen günstig gewesen. Durch

solche Schilderung fachte er in manchen Burschen den Wunsch und die Lust an, auch einmal auswärts ein bißchen etwas zu unternehmen. „Gutes — sagten sie — blüht uns da auch nichts auf unserm magern Grund und Boden. Was haben wir denn, als viele und harte Arbeit und wenig zu essen? Uns abschinden und abrackern können wir drüben auch; schlechter kann's uns ja nie gehen. Und läßt's uns der Himmel gut gehen — so ist ja überall gut Brod essen, nicht bloß wo man auf die Welt kommt." — So ungefähr und anders argumentirten sie hin und her, und endlich thaten sich 25 Muthige zusammen, brachten es über's Herz den heimatlichen Bergen ihr Lebewohl zu sagen, und begaben sich unter Anleitung Pohls im August 1857 nach Cincinnati, um daselbst eine Tiroler Colonie zu begründen. Wie man sagt, harren jetzt in Sautens und Umgebung schon wieder etliche auf günstige Nachricht von jenseits des Ozeans, um gleichfalls hinüber zu gehen ihr Glück zu versuchen. —

So hat Pohl auch das Seinige beigetragen zur Weckung der Auswanderungslust im Oberinnthal. Diese hat sich besonders im Frühling 1857 sehr deutlich gezeigt, wo eine Truppe mit Baron Schütz nach Peru gezogen. Es wurde bei diesem Anlaß in der „Allg. Zeitung" und sonst über Tiroler Auswanderung viel hin und hergesprochen. Diesen Räsonements möge hier beigefügt werden, was ein Bäuerlein sagte, das auch davon gezogen: „Ungern geh' ich wohl weg von meinen Bergen — sagte es — und man hat mir von dieser Wanderung auch nichts vorgesungen, da ich jung gewesen! Aber es hat sich halt wohl etwas geändert. Einen Stein, den man nicht wegheben kann, muß man überspringen. Also in Gottes Namen auf!" . . .

— Während der einstige Sautenser Magister solche und andere uns unbekannte Abenteuer und Fährlichkeiten bestanden, sind wir zu Brunau angelangt. Von da setzen wir, dem Kreuzkogel drüben noch etwa einen beifälligen Wink gönnend, den Weg fort. Nicht zu unterlassen ist aber links ein Aufblick zur herrlichen Bergspitze Achenkogel, von den Thalleuten „Oachakogl" und von einigen Landkarten „Ochenkogel" geheißen. Der zeigt bereits einen schimmernden Gletscheransatz herab, als ob er dem Wandersmann im Namen der großen Fernerwelt mit einem weißen Tüchlein den ersten Willkomm' zuwinken wollte.

Eine Viertelstunde inner Brunau erreicht man den Weiler Ambach, und einige Minuten inner diesem Oertchen den Weiler Ebne. Die Lage aber entspricht keineswegs diesem Namen. Vielleicht war da vor Jahrhunderten einmal ebner Boden, der sich im Laufe der Zeiten durch allerlei Wasserstürme gründlich umgestaltet hat. —

Nahe am Weg stürzt der Stäubebach nieder in einer außerordentlich zierlichen Kaskade. Er entspringt am Fuße der östlich gen Selrain gelegenen Kraspesspitze und kommt, den Finsterthalsee durchziehend, sehr wasserreich herab durch das Thal Ochsengarten.

Von Ebne wandern wir nach Oetzermühle — wiederum ein Weiler — und eine Viertelstunde inner diesem Oertlein kommen wir in's schöne Dorf Oetz, ungefähr drei Stunden von Silz entfernt. —

Es liegt allerliebst am Fuße des rechtseitigen Gebirgszuges in der fruchtbaren Thalweite und gewährt einen erfreulichen Anblick mit seiner stattlichen, dem hl. Georg geweihten Kirche; diese steht auf einem vorspringenden Felsen, eine echte Burg des Herrn, und wurde vom Jahr 1848 bis 1852 im Innern allerliebst restaurirt, mit neuen Zieraten versehen und mit neuer Vergoldung. Letztere ist ein Werk des braven Oberperfußers Josef Heider, welcher leider im Jahre 1856 durch den Sturz von einem Baum sein Leben einbüßte. — Man erfreut sich auch an den fünf neuen hübschen Altarbildern, von dem Rumer Maler Josef Mühlegger in Oel ausgeführt. Das Hochaltarblatt stellt den hl. Ritter Georg zu Pferde vor, wie er den grünen Drachen tödtet, und man will wissen, daß die Gemeinde nicht wenig sich einbilde auf dieses Gemälde. — Die Fresken sind im Jahre 1850 verfertigt von dem in Tirol bekannten Maler Endfelder aus Schwaz, der noch am Leben ist. — Auch die Orgel wurde neu hergerichtet und zwar von den Brüdern Weber aus Oberperfuß — Sprößlinge einer alten Orgelbauerfamilie, deren Werke weit im Lande umher den Herrn lobpreisen.

Nachdem wir dem Gotteshaus so viele Aufmerksamkeit gewidmet, ist es wohl erlaubt für unsere leiblichen Bedürfnisse Sorge zu tragen. Das können wir am besten thun im Gasthaus „beim Schuler" oder beim „Kaßlwirth". Jenes ist ein merkwürdiges Gebäude, dessen großer Erker zur Sommerszeit mit allerlei Blumen verziert prangt. Links ober dem Eingang steht folgende alte Inschrift, die zugleich eine Chronik des Hauses ist:

„Christian Rott, gewester gerichts Anwaldt endlich Gastgeb alda
sammt seiner Ehehaußfrawen Margaretha . . . chen dazumal an disem Hauß
viel verändert und gepauet Anno 1573.
Hernach dessen Sun Christoff Rott dieß Hauß hatt, Gerichts anwalt Gastgeb
und Khiemseisch Camerer alda.
An diesen Hauß gar viel verneuern lassen zwar und sammt seiner Ehe Haußfraw Anna Sauerin damal
Und aldann widerumben aufgepaut und gericht hat 1615
Gott verleih uns allen hier und dort sein Gnad"

Die innere Einrichtung dieses Gasthauses ist durchaus im altväterischen Styl und Geschmack, die Wände sind mit Tafelwerk überkleidet. Für die Bedürfnisse von Fremden ist im ersten Stockwerk durch ein Speise- und etliche Schlafzimmer einige Vorsorge getroffen.

Sobald wir in ersterm uns gehörig gütlich gethan, wie der Magen begehrte, können wir einen Besuch machen bei dem dermaligen Oetzer Forstwart Franz Wörndle. Der befaßt sich sehr fleißig mit der Ausbalgung seltener

Wildstücke. Unter seinen aufgestellten Thieren sind am sehenswerthesten eine ungewöhnlich kleine Eule und ein „Spielhahn" (Birkhahn, **Tetrao tetrix**) mit großem Schwanze. Dieser Wörndle soll durchweg ein äußerst gefälliger Mann sein, der sich den Fremden gern dienstlich erweis't.

Wenn wir uns in der Gegend umschauen, gewahren wir ober Oetz hoch im Gebirge etliche Höfe oder „Riedl", wie die Oetzthaler sagen, an so steiler Stelle hingeklebt, daß man fast besorgt ist, sie könnten herabrutschen. Das ist der Weiler Stuffenreich, auf gut Oetzthalerisch „Stuifreich". Diese Häuser stehen so recht auf einem Terrain, auf das man den unterinnthalerischen Spruch bezeichnend anwenden kann: „sticl (steil), daß selbst die Ameisen abkugeln", d. h. abrollen. Man sieht sonst nur in „Krippelbergen" an ähnlichen Abhängen menschliche Wohnungen angebracht, was man gewöhnlich für eine Hyperbel hält. Hier, wie sonst öfters, rechtfertigt die Natur die Künstlerlaune. Zu manchen der bezeichneten Häuser führt der Zugang auf Stiegen, d. h. auf Stufen von Steinplatten, die im Boden befestigt sind. Man erreicht sie ungefähr in einer Stunde von Oetz aus; sie heißen Schrofen, Windeben, Stallen, Seiten, Windeck. Uebrigens haben sie eine gesunde Lage in ihrer klaren Himmelsluft oben, und es sagt ja schon das alte Liedlein:

„D'rum sind auf den Bergen die Gamsen so frisch,
Weil die Luft auf den Bergen viel g'sünder ist."

Es wird daselbst mit besonderm Vortheil Korn gebaut, aber die Aeckerlein verlangen eine mühsame Pflege: es muß jedes Jahr Mist aufgetragen werden, ja selbst Erde, weil bei so steiler Lage immer viel abrutscht oder von Regengüssen abgeschwemmt wird.

Es ist der Gegend von Oetz und Sautens, besonders wegen den üppigen, gefälligen Baumgruppen, schon mehrmalen das Compliment gemacht worden, daß sie an den schönen Süden gemahne. Und sie ist in der That sehr anziehend und hat ganz die Eigenschaften, das Auge höchlich zu erfreuen. Wir dürfen also auch, eh' wir fürbaß gehen, gegen das Oetzer- und Sautenser Klima durch Ignoriren desselben nicht ungerecht sein und müssen ihm anerkennend nachrühmen: daß es verhältnißmäßig ziemlich günstig und mild, ja gelinder ist, als draußen im Innthal. Um das Dorf Oetz her findet, außer Flachs und Getreide, der Mais sein gutes Fortkommen; und an den Häusern, die sich einer sonnigen Lage erfreuen, ranken Weinreben empor und daneben reifen Aprikosen. Wenn jedoch ein phantasievoller Oetzthal-Schilderer — wie dieß erst neulich in der „Berliner Montagspost" der Fall gewesen — der Lesewelt erzählt: er habe um Oetz her die Hügel mit Reben und die Wiesen mit Safflor (**carthamus tinctorius**) bedeckt gesehen und Kastanienbäume geschaut; so heißt das dem Klima dieser Gegend viel zu viel und ganz unverdiente Ehre anthun. Noch schlimmer ist es dem preußischen Aesthetiker Herrn Zeising ergangen. Derselbe schildert nämlich in einer — wenn die Erinnerung nicht

täuscht, „Ludwig Tiecks Heimgang" betitelten Novelle — das Oetzthal als eine gar wundersame Gegend, in der man bald durch schaudervolle Engen wandelt, bald durch lichte Thalweiten, wo Zitronen- und Kastanienwälder flüstern, Oliven- und Lorbeerhaine kühlen Schatten verbreiten und üppige Reben die Hügel bedecken. Dieß Alles im Angesicht der starren Gletscher!! — Wir müssen die Leser und Reisenden, welche mit genannter Novelle etwa Bekanntschaft gemacht haben, dringend bitten: all diese schönen südländischen Sachen lediglich als Produkte der poetischen Lizenz eines Romantikers zu betrachten: denn im Oetzthal selbst finden sie derlei nicht. Da müssen sie sich's am Eingang des Thales an gutdeutschen Laubhölzern und Nadelbäumen, und etwas weiter innen gar nur an dunkelgrünen Nadelwaldungen allein genügen lassen. Wer an Rebgelände seine Augen erquicken oder Kastanienbäume über seinem Haupte will rauschen hören, der muß durchaus den Brennergebirgszug übersteigen und hinabziehen gen Bozen oder Meran. Und wen gar unter Lorbeer- oder Olivenbäumen zu spazieren und zu träumen gelüstet, der muß seinen Wandergang noch weiter fortsetzen, bis kein deutscher Laut mehr an sein Ohr tönt, wenigstens hinab zum **Lago di Garda**. Oetzthal aber sei demjenigen auf's wärmste empfohlen, der eine Gegend sucht, wo alle großen und furchtbaren Schauer der Gebirgs- und Gletscherwelt mit der Lieblichkeit und dem anmuthigen Frieden stiller grüner Alpenydillen in heimlichen Thalweiten so mannigfach abwechseln, wie nicht leicht anderswo auf der weiten herrlichen Gotteswelt.

Eine halbe Stunde von Oetz, am jenseitigen Ufer der Ache, liegt der Weiler Piburg mit 10 Häusern und einer Kapelle, und in der Nähe ein sehr fischreicher See, von Felsen umschlossen. Man kann ihn von der Thalstraße aus nicht sehen; wer sich also an seinem lieblichen Anblick dennoch erfreuen wollte, der müßte den halbstündigen Seitensprung hinüber machen. Weil aber diesen Extraaufwand von Zeit und Kraft vielleicht wenige Reisende wagen, so mögen sie für das entbehrte Anschauen jenes See's mit einer Sage entschädigt werden.

Wo heutzutage die Wellen sich kräuseln, erhob sich in alter Zeit ein stattliches Schloß, die Piburg, oder vielleicht auch Biberburg geheißen. Die Gebäude nahmen einen weiten Raum ein und es ging in ihr immer sehr glänzend her; denn es waltete darin eine reiche Herrin, nur schade, daß diese Schloßfrau bösen und heidnischen Sinnes war und manchen leichtfertigen Frevel verübte. Sie hatte ein einziges Kind, und als dieses einmal in eine Pfütze gefallen war, reinigte sie es mit frischem Brod und weichen Semmelkrumen, weil diese kein ritzendes Sandkörnlein enthielten, wie ein Badeschwamm. Gerade so hatte es auch die übermüthige Frau Hütt bei Innsbruck einst gemacht. Einmal kam ein alter Eremit zur Schloßfrau von Piburg, und warnte sie wegen ihres frevelhaften Lebens. Allein nun that sie diesem zu Trotz und Aerger erst recht Alles, was sie nur konnte, so daß der Warner sie seufzend verließ. Und kaum war er von dannen, da versank das ganze Schloß sammt

der Herrin und ihrem Kinde, sammt Knappen und Dienerschaft, und ein ruhiger See trat an dessen Stelle. Aber nach einiger Zeit begann der See zu wallen, zu kochen und zu brodeln, und heraus fuhr die Schloßfrau in Gestalt eines Drachens oder Lindwurms, der mit aller Wuth an einer Uferstelle in die Erde biß und mit den Krallen für den See einen Ablauf grub. Das ist die Runst zwischen den Feldern von Oetz und Sautens; und man hört noch zuweilen in Tirol, wenn kleine Bäche aus den Bergen rinnen: „Da hat sich ein Lindwurm ausgebissen."

Nun wollen wir aber wieder zurückkehren aus der Ferne sagenhafter Vergangenheit in die sonnenhelle grüne Gegenwart, um gleich außer Oetz den Oetzbach in Augenschein zu nehmen, wie er von der gähen waldigen Höhe, fast in Gestalt eines Wasserfalls, heftig schäumend herabwirbelt.

Sobald wir dieses Anblickes satt geworden, erinnert uns rechts am Weg unter einem Kirschbaum ein „Marterl" an den verunglückten Andreas Kloz aus Habichen, der im Jahre 1843 in der wilden Ache seinen Tod gefunden. Eine Inschrift redet dem Vorbeigehenden folgendermaßen an's Herz:

„Steh' still, o Wandersmann, geh nicht so schnell vorbei,
Sieh her, o Mensch, wie kurz die Zeit des Lebens sei!
Ein Spiegel ist allhier zum Denkmal aufgestellt,
Zu zeigen, daß der Tod nicht nur die Kleinen fällt.
Bet' Gottes Vorsicht an und seie stets bereit,
So kann es fehlen nicht in alle Ewigkeit!"

Das Gemälde zeigt den Verunglückten, wie ihn vier Bauern aus dem Wasser gehoben; ein Engel steht an seiner Seite. —

Von Oetz einwärts begegnen wir traurigen betrübenden Bildern der Verwüstung. Der Rederbach überschüttet oft die Felder und Wiesen mit „Murren" (Sand und Gestein) und schwemmt das kostbare Ackerland mit sich weg. Im Jahr 1851 hat dieses wilde Wasser mit dem Fahrlbach von Habichen seine Zerstörungswuth vereint und furchtbaren Schaden angerichtet. Die Leute arbeiteten mit unverzagtem Fleiß an der Ausfüllung der „Runsen", welche der wüthende Bach ausgerissen, und an der Herstellung ihrer verwüsteten Feldungen. Und als sie zu Ende waren mit dieser mühevollen Arbeit, stellten sie auf der ausgefüllten Hauptrunse ein Kruzifix auf, und nun erwarten sie voll Zuversicht vom göttlichen Heiland Schutz und Schirm gegen alle Gefahr. „Wir haben da dem Toifl halt an recht'n Eckstoan hing'stöllt", bemerkte ein Bauer.

Vor Habichen heißt es schlau sein und „aufpassen wie ein Haftlmacher", denn wir müssen durch einen in der Gegend sehr übel verschrieenen „Gatter" passiren. Wenn nämlich Jemand dieses Weges geht, warnt man ihn: „Gib Acht, daß dich der Habicher Gatter nicht trifft!" Und es wäre wirklich ein bedauerlicher Unfall, wenn uns dieser verrufene Gatter treffen würde. Denn im Oetzthal ist der Spruch: „Mir scheint, den hat auch der Habicher Gatter

ein bißl getroffen" — gerade eine so liebenswürdige Eloge, als ob man im Unterinnthal zu Einem sagt: „Dich muß man auch noch zu Kundl ein wenig ausbacken lassen" oder als ob Herr Studiosus Frosch in Auerbachs Keller zu Mephistopheles bemerkt:

„Ihr seid wohl spät von Rippach aufgebrochen?
Habt ihr noch mit Herrn Hanns zu Nacht gespeis't? —"

und dieser Cavalier mit dem Gegenkompliment schmeichelt:

„Von seinen Vettern wußt' er viel zu sagen,
Viel Grüße hat er uns an jeden aufgetragen." — —

Doch wir sind diesen Gatter glücklich und ganz ohne Nachtheil passirt — was wohl Niemand bezweifelt — und ziehen nun durch den schon genannten Weiler Habichen, der den Ankommenden durch eine prächtige Linde, üppige Baumgruppen und die an allen Fenstern fröhlich blühenden Blumen erfreut.

Hier hat vor einiger Zeit ein Oetzthalwanderer, der vom warmen Meran über die kühlen Ferner kommend innthalwärts gezogen, ein seltsames Rechenexempel erlebt. Er fragte ein Mädchen, das eben zu Wege kam, wie weit er wohl noch bis gen Silz habe. Fünf Stunden gut — sagte die etwas unscheinbare Oetzthaler Alpenblume. Fünf Stunden — meinte der Fremde — das kann nach meiner Karte unmöglich sein; ich hätte gedacht, etwa drei. Die Maid aber wollte sich keiner Inkonsequenz schuldig machen und beharrte felsenfest auf ihrer ursprünglichen Behauptung. Da trat ein altes Mütterchen, das dem Wortwechsel zugehört, herbei und sagte lächelnd: Von da aus bis Silz ist's doch seit Menschengedenken nie weiter gewesen, als drei Stunden! — Ja, von da aus? — sagte nun nachgebend und mit leichtem Erröthen die Andere. — Ich bin ja zu Umhausen drinn daheim, und derohalben hab' ich den Weg von dort aus berechnet. . . . Allgemeine Heiterkeit war das Nachspiel dieser Scene. —

Nach einer Viertelstunde Weges von Oetz, inner dem blumenliebenden Habichen, führt der Weg über eine Brücke — die erste, die wir im Oetzthal überschreiten — auf's linke Ufer. Hier bemerken wir an einer Stelle auf einmal drei Votivtafeln, oder wie die Tiroler sagen „Marterln", ein laut sprechendes Zeichen, daß in dieser Gegend die Unglücksfälle wohl ziemlich zahlreich sind. Eins davon erzählt uns, Christian Höllriegl von Habichen sei am 11. Februar 1848 über eine „Eisgallen" abgestürzt und todt geblieben. Der Reimspruch darunter gibt folgende Mahnung:

„Kommt her, ihr Wandersleute, schaut dieses Denkmal an;
Seht, wie man des Todes Beute unvermuthet werden kann!
Drum wachet und betet, benutzet die Zeit,
Und machet euch täglich zu sterben bereit!"

Eine kleine Strecke weiter innen steht neben andern Gebäuden ein merkwürdiges altes Haus. Wenn du ein Weiblein, das vielleicht gerade mit einem Korb beladen zu Wege kommt, um ein Näheres über dieses Gebäude ausfragst,

so wird es dir ungefähr sagen: es sei dieß das Heidenhaus, ein Gebäude, das aus uralter Heidenzeit herstamme; und es seien darin auch einmal Häfen und Glocken gegossen worden. Nun könntest du leicht geneigt sein, aus den Spuren der Fresken an der Wand des Gebäudes weiß Gott welche mythischen Figuren herausbringen zu wollen. Es soll das schon öfter Einem passirt sein, der eine gar zu gute Phantasie gehabt. In der That aber haben diese Freskenspuren gar nichts Mythisches und Poetisches: es sind ganz reelle Stücke von Häfen, Kesseln und Glocken, die einst auf die Mauer gemalt waren. Denn das Weiblein hat, wenigstens theilweise, mit ihrer Angabe recht gehabt. Es ist hier einst von den berühmten Graßmayern eine Gießerei betrieben worden, die in neuerer Zeit nach Wildau bei Innsbruck gekommen und daselbst mit gleichem Ruhm fortgeführt wird. Das Verläßlichste, was über die Gießerei im alten Heidenhaus hier erzählt werden kann, sind die Mittheilungen in einem Briefe des Peter Graßmayr an seinen Bruder Herrn Johann Graßmayr, Glockengießer in Wildau. Der Brief lautet: „Lieber Bruder! Auf dein Verlangen kann ich dir berichten, daß die Glockengießerei im Oetzthale zu Habichen vor 200 und etlichen Jahren den Anfang genommen habe, weil dieses die Jahrzahlen der Urkunden und Gebäude ausweisen. Daß vor der Glockengießerei eine Hafengießerei bestanden sei, das weiß man gewiß; aber daß es seit dem Anfang des Hafengießens bereits 300 Jahre her sei, muß man nur einer alten Sage glauben. Alle Schriften ganz genau sind wohl nicht durchsucht worden, und so hat man drei Hafengießer aufgefunden, nämlich einen Blasig und einen Andre Graßmayr. Der erste Glockengießer aber ist gewesen Christian Graßmayr, auf diesen folgte ein Bartlme Graßmayr, dann ein Jakob Graßmayr, auf den Jakob wieder ein Bartlme, auf diesen ein Johann Graßmayr, von welchem diese Glockengießerei an seinen Vetter J. Graßmayr verkauft und nach Wildau übersetzt wurde. Habichen 20. Nov. 1857. Dein Bruder P. Graßmayr."

In der Nähe des genannten Hauses ist ein sehenswerther Natur-Eiskeller.

Bald inner diesem Hause gelangen wir in einen Fichtenwald voll ungeheurer Steinblöcke, daneben arbeitet sich die Ache schäumend und brausend durch Felstrümmer, die im Strombett dicht ausgestreut liegen. Hier macht die Natur eigentlich zum ersten Mal ein furchtbar ernstes Gesicht, wie sie auf unserm Wege hinein gar oft noch in erhöhtem Grade thun wird. Der Wanderer keucht nun aufwärts über wüstes Bergbruchgestein, mit gutem Rechte das „G'steig" genannt. Bewundernd erblickt man dann des Achenkogels hintere niedrigere Seite, und deren furchtbare Riesenwand, die den Bach herüberzudrücken scheint.

So erreicht man in einer halben Stunde von Habichen das niedliche Dumpen, sieht dann vor sich über dem Bach einen Theil der Engelswand, hier „Engalaswand" geheißen, und den vor derselben eine Kaskade bildenden Achenbach, der durch eine wilde Schlucht herniederstürmt.

Die Leute in Dumpen bewahren eine Sage, daß an dieser Stelle einst ein See gewesen. Vielleicht erinnert auch der Name daran, denn Dumpen hat fast so einen wässerigen Klang, da ja die dialektische Bezeichnung „Dumpn", „Dümpl" oder „Dümpfl" für tiefere Bachstellen bekannt ist. Als man im Jahr 1817 beim Hause des „Gibiser Jakob" einen Zicklbrunnen (Ziehbrunnen) grub, fand man in einer Tiefe von 4 Klaftern Lärchenbäume sammt den Wurzeln daran, viele noch ganz gut erhalten. Auch darum schloß man auf einstigen Seegrund.

Zu Dumpen wohnt der Büchsenmacher Peter Paul Rimml, ein gar geschickter und lieber Mann, und nebenbei ein wackerer Schütze. Der fand zuerst, etwa vor zehn Jahren, eine Stunde hinter Umhausen im Köflerwald viele Bimsteine — im Oetzthal ein höchst sonderbarer Fund, welchen er jedem bei ihm Einsprechenden bereitwillig vorzeigt. Er braucht nun zum Glätten seiner Stutzenschäfte keinen Bimstein mehr zu kaufen, sondern bedient sich des ötzthalerischen. Auch Professor Peratz aus München hat im J. 1856 in Begleitung des Försters Rettenbacher aus Umhausen im obgenannten Waldrevier an zwei verschiedenen Punkten denselben Fund gemacht. Ein Exemplar dieses vulkanischen Oetzthaler Produktes findet derjenige, der an solchen Dingen Freude hat, auch im tirolischen Museum zu Innsbruck. Man hat anfangs bei diesem im Oetzthal sonderbaren Vorkommen wohl einen Spaß vermuthet, wie es — unsers Wissens — schon vorgekommen, daß man Samen von exotischen Gewächsen ausgestreut, um sich dann an irgend eines Botanikers freudigem Erstaunen über einen so raren Pflanzenfund weidlich zu erlustigen. Aber diese Bimsteine sind so reichlich zu finden an besagter Stelle, daß Jemand einen zentnerweisen Aufwand von diesem Mineral hätte machen müssen, was offenbar nicht der Mühe werth wäre, um sich einen zweifelhaften Jux zu verschaffen. Doch geben wir die Lösung dieses Problems den Herrn Geologen preis, von denen noch kein entscheidendes Urtheil laut geworden. Mögen sie diese Nuß bald glücklich aufklopfen mit ihrem Hammer. Wir schauen dafür, wie der Hochpfeiler aus dem pitzthalischen Fundesthal mit seiner obersten Spitze neugierig nach Dumpen herüber guckt.

Dann ist es wohl auch erlaubt ein bißchen vorzugreifen und über die Engelswand, die wir bis Umhausen immer im Auge haben, etwas zu erzählen. Man sieht nämlich von unserm dermaligen Standpunkt weg jene steile kahle Felsenmauer der genannten Wand, über welche im Jahre 1836 der „Farster Hois" in Begleitung eines andern furcht- und schwindellosen Oetzthalers hinaufgeklettert. Man kann ein wenig darüber nachdenken, ob man sich auch ein ähnliches Muthpröbchen abzulegen getraute. Selbst an noch steilerer Stelle der Engelswand, etwas weiter einwärts, sollen schon Bauernburschen emporgeklommen sein — vermuthlich nur um einmal aus Neugierde die Annehmlichkeiten des Gemsenlebens ein bißchen zu verkosten, weil da ein alter Spruch

will, man solle nichts unprobirt lassen. Von dem mächtigen Gebirgszug zu unserer Rechten, der Oetzthal und Pitzthal scheidet, schauen wiederum weiße Gletschermassen zu uns nieder — abermals eine Erinnerung, welchen imposanten Naturgebilden wir auf diesem Weg eigentlich entgegen gehen.

Eine gute Viertelstunde inner Dumpen, wo zum zweiten Mal eine Brücke zu passiren gewesen, langt man bei der eigentlichen Engelswand an — ein furchtbar hohes, fast überhängend steiles Geschröff aus dunkelfarbigem Gneiß. Wenn der Reisende, während er unten hinwandelt, ein kleinwenig düster wird und fast gern aus dieser drohenden Nähe wäre, so werden ihm das der „Farster Hois" und Consorten gewiß nicht übel nehmen oder gar vermuthen, er hätte sonst auch keine „Schneid". Ueber den schönen Namen dieser starren wilden Wand, welche doch gar kein engelhaftes Aussehen hat, gibt die Volkssage Aufschluß und verbreitet zugleich ein rosiges Licht über dieses düstere Gebilde.

Ein Graf von Hirschberg, der bei Umhausen sein Schloß hatte, und seine tugendhafte Gemahlin gingen eines Abends spazieren, und auch ihr liebes Söhnlein war bei ihnen. In der Nähe der obgenannten Wand entfernte sich dieses eine Strecke von seinen Eltern, um Blumen zu pflücken, die ihm gar so reizend winkten auf der Wiese. Da fuhr plötzlich ein großer Geier aus der Luft, packte den Knaben und trug ihn auf die schwindelnde Höhe der furchtbaren Felswand. Die Eltern wußten sich bei diesem Anblick nicht zu helfen. Sie fielen auf die Knie und weinten und beteten in ihrer Angst und Bedrängniß zum Himmel um Rettung. Und siehe — es kam ein Engel, entriß dem Geier auf der Wand oben das Kind und brachte es wohlbehalten herab zu den Eltern. Von daher der Name Engelswand. —

Da die Leser schon einmal die Freundlichkeit gehabt, uns jetzt zu folgen „in's schöne romantische Land" der Mythen, so werden sie es doch nicht übel nehmen, wenn wir bei dieser Gelegenheit noch ein paar Sagengebilde an den „Schröfen" der Engelswand vorübergehen oder aus derselben heraussteigen lassen.

Also — — vor vielen, vielen Jahren kam ein Fuhrmann, der von Längenfeld nach Hall fuhr, spät Abends bei der Engelswand vorbei. Von fern schon hörte er laut schreien: „Auf, auf! Es kommt die Rößlerin von Hall!" Verwundert und voll Schrecken blickte er auf die Wand hin und sah dort ein großes Eisenthor geöffnet. Plötzlich wurde die Thüre mit großem Geräusch zugeschlagen und er sah keine Spur mehr davon. — Der Fuhrmann ging seine Wege und besorgte seine Geschäfte; allein die Geschichte bei der Engelswand wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf. Kaum war er in Hall angekommen, als er nach der Rößlerin fragte und die Kunde erhielt, daß zur selben Stunde, in der er an der Engelswand vorbeigefahren, die Rößlerin verschieden sei. —

Ein anderes Mal ging ein Viehdoktor zur Nachtszeit bei der Engelswand vorbei. Da begegneten ihm drei Männer und riefen ihm zu: „Lauf, lauf aus dem Wege!" Er gab aber dessen nicht Achtung und ging seine Straße weiter.

Kaum war er aber zwanzig Schritte vorwärts gegangen, als ihm ein Mann begegnete und ihm zurief: „Nur geschwind aus dem Wege!" — Der Doktor wich aus und kaum hatte er dieses gethan, so rollte ein feuriger Wagen so schnell daher, daß ihn ein Vogel nicht hätte einholen können. Die Thür der Engelswand öffnete sich und der feurige Wagen verschwand. —

Ein Imster, der einst in später Nacht bei der Engelswand vorbeiging, sah vor dem Felsen viele, viele Leute stehen, die laut schrieen und großen Lärm machten. Plötzlich öffnete sich die Thüre, das Feuer leckte und schlug zur selben heraus, und die versammelte Volksmenge war hinein verschwunden. —

Von dieser Wand zur Martinswand soll sich auch ein unterirdischer Gang voll Feuer hinziehen. —

Solche Dinge hat einst J. V. Zingerle in dem leider zu früh aus dem Leben geschiedenen „Phönix" von der Engelswand erzählt. . . .

In den Klüften dieser Wand haben Adler und Lämmergeier ihre luftige Wohnung aufgeschlagen, und ober ihnen, auf dem Scheitel derselben, haben sechs Familien in sechs Häusern sich niedergelassen, die wir aber erst etwas weiter innen sehen. Schade, daß diese armen fleißigen Leute oben den Shakspeare nicht kennen. Was hätten sie doch täglich für eine prächtige Gelegenheit, wenn sie niederschauen von ihrer schwindelnden Felsenhöhe, und unter ihnen die Geier um die schwarzen Klippen krächzen und ein Wanderer durch den Thalgrund geht — was hätten sie da für eine prächtige Gelegenheit, aus Lear folgende Verse zu deklamiren:

„. . . Wie grauenvoll
Und schwindelnd ist's, so tief hinab zu schau'n!
Die Kräh'n und Dohlen, die die Mitt' umflattern,
Seh'n kaum wie Käfer aus . . .
Die Männer, die am Strande geh'n entlang,
Sind Mäusen gleich . . .
. . . Ich will nicht mehr hinabseh'n,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab!" —

Diese seltsame, kleine, aus sechs Feuerstellen bestehende Berggemeinde heißt Farst. Der Aufstieg ist nur von der Südseite möglich. Es sind in den Felsen rohe Stufen eingehauen, und an manchen Stellen, wo der Pfad sich über einen Abgrund hinzieht, ist gegen das Abfallen nur durch ein schwaches Holzgeländer einige Vorsorge getroffen. Es ist noch nicht lange, da stürzte ein Farster, welcher auf einem Bergschlitten einen Sack voll Erdäpfel herabbringen wollte, über ein wohl zweithurmhohes Gewänd hinab. Er erlitt dabei, wie sich von selbst versteht, gewaltige Erschütterungen, verletzte sich die Hirnschale und andere Theile, und dennoch wurde er wieder vollkommen hergestellt. So etwas kann freilich nur eine Oetzthaler Natur durchmachen! Der Mann ist noch

am Leben, besitzt den Reitenhof zu eigen, und schaut noch oft in die Tiefe, wo er hinabgestürzt.

Für Blumenfreunde sei bemerkt, daß sich an der Engelswand Pflanzen finden, die sonst nur im Hochgebirge gedeihen. Wiederum eine liebenswürdige Laune der Natur, woran schon mancher Botaniker oder „Bleamlnarr", wie die Bauern dieß griechische Wort oft übersetzen, seine große Freude gehabt.

Weniger Vergnügen aber erlebt man am Weg unter der Engelswand hin; der ist gar nicht blumig, sondern naß, lettig und schlüpferig. Es werden daher Fußreisende gewiß nicht böse sein, wenn ihnen ein besserer Gangsteig angedeutet wird. Ein solcher führt uns etwa eine Viertelstunde nachdem wir Dumpen verlassen haben, wo sich die Fahrstraße etwas aufwärts der Engelswand zuwendet, rechts durch Flachsfelder, Kornäcker und Wiesengründe dahin. Man nennt ihn den Weg „durch Schönpuit". Der Eingang dazu ist jedoch durch einen „Gatter" versperrt — eine Vorsichtsmaßregel gegen Viehtreiber und ihre vierfüßigen Untergebenen. Man muß deßhalb neben dem „Gatter" über die Steinmauer steigen; oder wer im Unterinnthal einmal folgendes Schnaderhüpfl gehört, der kann es hier singen und den Inhalt desselben zu seinem eigenen und der allenfallsigen Reisegenossen Vergnügen in Scene setzen. Es lautet:

„Bua schon a frischa
Und gar a kringa:
Koan Gatterl aufthoan,
Krad frisch drübaspringa!" —

Eine kurze Weile nachdem wir frisch über den Gatter gesprungen, gelangen wir zum Weiler Oesterlehen, auf Oetzthalerisch „Lehen" geheißen, und etliche Minuten davon zum Dörfchen Oesten mit 12 Häusern, einem Kirchlein und einer Schule. Wanderer, welche gerade am 4. August dieses Weges kommen, mögen das gemüthliche Kirchweihfest von Oesten mitmachen, welches an diesem Datum, als am Tag Mariä Schnee, abgehalten wird. Gleich außer dem Dörflein fallen uns die durch Ueberschwemmung grausam verwüsteten Gründe auf. Erst wieder im Jahre 1857 am 25. und 27. Juli wurde die Hoffnung des Bauers schrecklich vernichtet. Es kam die „Farstrinne" (der Farstbach) mit Sand, Gerölle und Steintrümmern aus ihrer wilden Schlucht herab auf die Feldungen. Die bedauernswerthen Leute konnten sich aber diesen Hergang gar nicht erklären, weil es um jene Zeit weder stark gewittert noch geregnet hat. Sie meinten, das sei nichts rechtes! Es ist aber auch in früheren Jahren öfters schon geschehen, daß ohne besondere Veranlassung dieser Wildbach zerstörend herabwüthete. Daher besteht der schöne Gebrauch, bei der Frohnleichnamsprozession gegen die Schlucht, aus der so oft Unglück und Verderben kommt, den hl. Segen zu geben. Möge das Gottvertrauen der guten Leute belohnt werden! — Zwei Jahre zuvor hatte die Gegend ebenso furchtbares Unglück auszustehen gehabt; man sieht noch die Trümmer eines dortmals ver-

schütteten Hauses. — Bald kommen wir in das von Oesten eine leichte halbe Stunde entfernte Dorf Umhausen. Bevor wir aber da unsere Rundschau abhalten, kehren wir im Gasthaus des Marberger zu. Wir haben für wackeres Ausschreiten und fleißiges Schauen wohl einige Selbstbelohnung verdient. Also Herr Marberger, man sagt, Sie haben einen guten Tropfen im Keller, lassen Sie uns nicht zu lange warten! . . .

Wir können uns aber nicht mit dem Weine allein zufrieden geben, sondern müssen auch den Anforderungen des Magens nachzukommen suchen; er würde uns sonst keinen rechten Frieden lassen bei unserer Umschau. Und damit wir uns auch getreulich an Brauch und Herkommen halten — denn „man soll nichts Neues auf- und nichts Altes abbringen", sagt ein gutgesinntes Tiroler Sprüchwort — lassen wir uns einen tüchtigen Teller voll Forellen aufsetzen, wie es die Oetzthal-Wanderer hier ja fast allemal thun. Jene Fische wachsen sehr gut in den frischen Alpenwassern, und mancher materielle Tourist soll sich, zu großem Verdruß und Aerger seiner idealistischen Reisegenossen, an dieselben mit lebhafterer Sehnsucht erinnert haben, als an das Tosen der prachtvollen Wasserfälle, an die Majestät der weißen schimmernden Ferner, an die Rosen, die der Abend auf die Höhen streut und an sonstige älplerische Naturschönheiten.

Sobald der Schmaus mit gehörigem Behagen beendet, wollen wir uns der Betrachtung unsers Gemaches hingeben. Es ist dieses nicht die allgemeine „Zechstube", welche zur ebnen Erde liegt, sondern ein im obern „Gaden" befindliches „Innet" mit einem Erker. Die Wände sind hübsch ausgetäfelt und mit allerlei artigen Säulchen, Gesimsen und sonstigen „Schnitzlereien" und Zierathen überkleidet. Es ist dieß ein gutes Stück Arbeit aus der alten Zeit, da man auf solche Sachen noch gar viel gehalten. Links von der Thüre an einem Wandkästlein erzählt eine in's Holz eingeschnittene Inschrift mit kurzen Worten, wie fein es die Leutchen gehabt in der guten alten Zeit. Sie lautet:

**GOT HAT GEPAUT GEORG. RAS**
**T. PICHLER. HAT ZUE. GSHAUT. *)**

Wie schade, daß diese bequeme Art Häuser zu bauen in unsern Tagen ganz und gar abgekommen ist! — Rechts von der Thüre steht an einem andern Wandkästlein:

**GERTRAUD LANDERERIN,**

und ober der Thüre ist zu lesen:

**1684. GEORG RASTPICHLER.**

*) Gott hat gebaut, Georg Rastpichler hat zugeschaut. —

Nachdem wir uns nun mit dem guten Wein, mit den schmackhaften Forellen und mit dem Hause des Herrn Marberger beschäftigt, ist es Zeit auch von ihm selbst ein weniges zu sprechen. Er ist ein gefälliger, wohlhabender und kluger Mann, und steht seiner Biederkeit halber weit und breit in Ansehen und Achtung. Dazu ist er ein guter, wackerer Patriot, und zwar nicht mit Worten, sondern in der That. Diese Eigenschaft liegt schon seit uralten Zeiten in der Familie, denn die Marberger waren von jeher gern dabei, wenn es galt zu Nutzen und Frommen des Vaterlandes etwas zu wagen oder in's Werk zu setzen. — Gegenwärtig ist ein Sohn des Marberger Schützenmeister vom Umhausen, und wenn sich etwa ein spezieller Schützenfreund von demselben auf die Schießstätte führen lassen will, so wird er am Anschauen dieses hübschen Gebäudes gewiß großes Wohlgefallen finden. — In Marbergers Gasthaus kann sich der Reisende auch einen Genuß zukommen lassen, der im lustigen grünen Zillerthal sehr reichlich, allein im Oetzthal spärlich anzutreffen ist. Der Leser hat gewiß schon errathen, daß das fröhliche Singen, das älplerische Jodeln, oder der herzergreifende Zitherklang gemeint ist. Marbergers Söhne und Töchter verstehen sich sehr gut auf all diese schönen Künste und lassen sich gern herbei, mit ihren hellen Stimmen und mit Saitenklang zur Ergötzung der Gesellschaft beizutragen. —

Bei einem Gang durch das Dorf, welches aus 54 Häusern besteht, 290 Einwohner zählt, und vom Hairlachbache durchschnitten wird, fallen uns wiederum die verschiedenen Blumenstöcke auf, welche an den Fenstern und auf den Lauben mit sichtlicher Sorgfalt gepflegt werden. Auch der Erker an Marberger's Gasthaus kann auf unsere Betrachtung Anspruch machen; er ist mit allerlei possirlichen Stukatur-Arbeiten reichlich verziert. Deßgleichen dürfen wir der stattlichen Dorfkirche, welche vor nicht gar langer Zeit in ihrem Innern recht hübsch „verneuert" worden, einen Besuch nicht versagen. Man hält dieses Gotteshaus für das älteste im Oetzthal; Patron desselben ist der hl. Vitus, welcher auf dem Hochaltarblatt dargestellt ist. Dieses Gemälde, noch ganz neu und farbenfrisch, ist eines der besten Werke des vaterländischen Künstlers Erler, der aber im Jahre 1847 aus diesem Leben hinüber gegangen in's Jenseits, wo man das Schöne nicht mehr bloß ahnt, sondern es unverschleiert anschaut durch alle Ewigkeit.

Von den Nachbargemeinden werden die Umhauser die „Grausamen" benams't. Dieser „Spitzname" deutet jedoch nicht etwa auf eine wilde Gemüthsart, denn die Bewohner von Umhausen sind recht friedliche und freundliche Leute, sondern es ist bloß eine muthwillige Anspielung auf den in Umhausen etwas häufig vorkommenden Ausruf: „Das ist grausam!" —

Die Hauptmerkwürdigkeit in der Umhausen'schen Thalweitung ist und bleibt unstreitig der Wasserfall, gewöhnlich der Stuibenfall geheißen. Er erfreut sich einer ziemlich verbreiteten Berühmtheit und lockt manche Liebhaber impo-

santer Naturerscheinungen herein in die Berge. Er ist vom Dorfe ungefähr eine halbe Stunde entfernt; der Weg zu ihm führt uns außer den Häusern anfangs durch saftiggrüne Wiesen und wohlbestellte Feldungen. Man kann da bereits aus dem fernen dunkelgrünen Gehölz den Staubnebel des Wassersturzes aufsteigen sehen.

Im Fürbaßgehen gewahren wir bald, daß hier, außer einem fruchtbaren Roggen- und Weizenbau, der Flachsbau in besonderer Blüthe steht. Wenn ein glückliches Jahr ist und Alles gut geräth, beläuft sich die Flachsernte für Umhausen auf viele Zentner.

Nachdem unter solchen ökonomischen Betrachtungen die schönen Felder und ein lichtes Birkenwäldchen durchschritten sind, kommt man an den Hairlachbach. Von hier aus geht es zwischen Steintrümmern ziemlich steil aufwärts auf die dem Sturze gegenüberliegende Bergwand. Unten in der Tiefe ist kein günstiger Standpunkt zur Betrachtung dieses Naturwunders. Der Bach hat droben in der Höhe den Felsen durchfressen, braust wie unter einer Brücke hervor und stürzt donnernd und „stuibend“ (stäubend) über einen Felsenabsatz nieder. Bei diesem kecken Sprung aber tritt ihm eine vorragende Klippe hemmend entgegen. Dadurch geräth er in schäumende Wuth, er nimmt einen neuen Ansatz und springt in einem Bogen mit noch größerer Kraft in die Tiefe. Der fein aufqualmende Wasserstaub schimmert an sonnigen Sommertagen in allen Farben des Regenbogens. Wer sich noch den schönen kindlichen Glauben an Wald- und Wassergeister erhalten hat, der mag leicht denken, irgend eine reizende, leider unsichtbare Nymphe läßt ihren buntfarbigen Schleier über die Cascade hinflattern. Doch eine weitere Beschreibung derselben wäre von Ueberfluß, da sie so oft schon dargestellt worden mittelst Bleistift und Reim, mittelst Farbe und Prosa.

Wenn irgend Jemand eine Freude hat, von unterschiedlichen kleinen Abenteuern zu hören, die sich beim Stuibenfall begeben, der möge bei dem Förster Herrn Rettenbacher in Umhausen Nachfrage halten. Derselbe weiß manches zu erzählen, unter anderm wie er 1850 mit dem Lieutenant von Wunschheim oben gestanden auf der natürlichen Felsenbrücke, unter welcher der Hairlachbach hervorbraust. Einer, der sich an dieser Stelle zu stehen und ruhig hinabzuschauen getraut in den tosenden Strudel, ohne daß ihm dabei das Herz zu zittern anfängt wie Birkenlaub, der hat dasselbe gewiß am rechten Fleck. —

Noch ist zu bemerken, daß der Stuibenfall es sich nicht genügen läßt, durch seinen verwegenen Sturz den Oetzthalbesuchern bloß die Augen und Ohren zu ergötzen, sondern daß vorzugsweise e r es ist, welcher dem lüsternen Gaumen und dem hungrigen Magen die bereits erwähnten schmackhaften Forellen liefert — **miscet utile dulci**! In der eigentlichen Thalache sind diese delikaten Leckerbissen durch die wiederholten wilden Wasserausbrüche aus den Fernern in neuerer Zeit — leider! fast gänzlich vertilgt worden.

Wenn wir nun thun wollten, wie es Herkommen und Brauch ist, würden wir in's Wirthshaus zum Marberger zurückkehren, daselbst zur Erholung ein paar Gläser des funkelnden Weins trinken, und dann zum Lobe der Cascade und zu eigenem Ruhme etliche wässerige Reime in's Fremdenbuch einzeichnen. Beim Durchblättern desselben würde auch zu einem milden Aerger manches schlechte Gedicht sich bieten, das offenbar „auf dem Wasser dahergeschwommen", und zu einiger Freude mancher Name von gutem Klang. Dabei könnte man dann eine Betrachtung anstellen, wie bei dem Sammeleifer der deutschen Büchermacher das Mirakel zu erklären sei, daß wir bis dato noch nie eine aus den verschiedenen Fremdenbüchern zusammengetragene Anthologie erlebt haben. Das müßte doch gewiß ein sehr buntfarbiger Strauß sein — wie süß er duften würde, läßt sich freilich nicht ganz errathen. —

Weil aber heute der Himmel gar so schön, blau und lachend und es auch noch früh am Tag ist, so machen wir beim Stuibenfall nicht sogleich Umkehr, sondern wir steigen hinauf nach Niederthei, das in einer Stunde von da an zu erreichen ist. Den Steig hinauf anzutreffen ist keine große Kunst und es ist auch jeder rothbackige Bube, der etwa zu Wege kommt, und jedes graue Weiblein freundlich bereit, Auskunft zu geben. Anfangs heißt es etwas bergauf „kraxeln", allein bald öffnet sich das Thal von Niederthei mit seinen grünen wunderschönen Hügelformen und seinen frischen Alpenrosen. Der Wanderer wird gewiß zu glauben geneigt, er sei durch Verzauberung oder seltsamen Zufall in des Königs Laurin vielberühmtes Rosengehege gerathen, von dem es die Gelehrten, gleichwie vom verlornen Paradies, bis heute noch nicht recht herausgebracht, wo es denn seiner Zeit eigentlich gelegen. Einige sind der Meinung, es wäre zu Algund im rebenbewachsenen Etschthal gewesen, Andere versetzen es auf die Schrofen des Schlern bei Bozen, und wir wetten, daß der blumenfreundliche König Laurin im rosenvollen Niederthei dermaleinstens sein Hoflager gehalten. Denn nicht bloß auf Felsen, Rainen, am Rande der finstern Fichtenwälder, sondern auch dicht an den Häusern, Hütten und Kellerlöchern, auf Wegen und Stegen, überall — allüberall blühen daselbst Alpenrosen und lächeln so holdselig aus ihrem glänzenden dunkelgrünen Blätterschmuck, und nicken dem Wandersmann ein gar freundliches „Grüß Gott!" zu. Ein Umhauser, der einmal zu Innsbruck über dieses Rosenphänomen befragt wurde, gab zur Antwort: „Ja, ja! freilich ist's so. Alles gerad' ein Rosenstock und mitten drinnen steht das Dorf." —

Durch das Rosenthal Niederthei führt ein Fußpfad nach St. Sigmund im Sellrain, von welcher Ortschaft es nicht mehr gar weit ist bis Innsbruck. Wer nun nicht über die weißen Ferner steigen, sondern nach einiger Beschauung des Oetzthals wieder zum Inn zurückkehren will, dem ist dieser Fußsteig zu empfehlen. Auch manche Gebirgswanderer, die vom Süden her über die Ferner kommen, wenden sich nach Betrachtung des Stuibenfalls ostwärts durch Nie-

derthei und über den Gaiskogel nach Sellrain. Der Weg ist nicht leicht zu verfehlen, da man an etlichen Almhütten vorüber kommt, wo man sich Auskunft geben lassen kann. Am Fuße des Winterkofels führt der Pfad „zu Larstig" vorbei, einer „Theie" (Almhütte), welche fast einem Bauernhause gleicht. In der Nähe steht auch eine Kapelle zur schmerzhaften Mutter Gottes. Auf dieser Alpe hat vor langer Zeit „der gefrorne Putz" sein Unwesen getrieben. Wir wollen hier dem Wanderer die Sage getreulich erzählen, damit ihn über das Joch hin die Langweile nicht befällt. —

Vor vielen — vielen Jahren standen in dieser Gegend drei ansehnliche Bauernhöfe, welche die drei nahen Thäler Larstig, Zwieselbach und Grasstall zu eigen hatten; die Höfe hießen: Larstig, Grasstall und Ischerlechn (Isserlehen). Der Larstiger Bauer war reich an Geld, Gut und Lastern, man nannte ihn daher statt der „Larstiger", der „Garstige". Die andern zwei waren zwar arm an irdischem Gut, aber reich an Schätzen, die erst jenseits des Grabes ihren vollen Werth haben. Der Reiche wurde immer hochmüthiger; sagten ihm seine Nachbarn: „Hoffart geht vor dem Fall'", dann lachte er, klingelte mit den Thalern in der Tasche und sagte: „Das sind die Musikanten!" Nach und nach wurde er so verwildert, daß sein Weib es bei ihm nicht mehr aushalten konnte und zu ihren Verwandten ziehen mußte. Das war ihm aber ganz recht, jetzt konnte er unangefochten seinen Gelüsten nachgehen, und während die Nachbarn mit ihren Knechten und Mägden den weiten Weg bis Silz zur Kirche gingen, weil damals kein Gotteshaus näher lag, spielte er mit seinen Knechten und trank sich mit ihnen voll und toll, oder er ging seiner Lieblingsneigung nach, der Gemsenjagd, wozu er ein besonderes „Geschick" hatte, denn er konnte die Gemsen „ang'frearn" und sich selbst konnte er auch gefroren machen. Aber über den sündhaften Gesellen kam auch bald die Strafe. Die Fernerbäche überschwemmten seine Güter, die besten Milchkühe standen um — und während die beiden andern Höfe von Jahr zu Jahr blühender und gesegneter wurden, ward der Larstiger arm, elend und verlassen, und sein Leib wurde nach und nach von krebsartigen Geschwüren elendlich entstellt. Da fing er an sein Lasterleben gräßlich zu verfluchen und den Himmel demüthig um Verzeihung anzuflehen. Als er gestorben, wurde er still hinausgetragen nach Silz und unbeweint in die Grube gelegt. — Sein Sohn, dessen Mutter mittlerweile vor Kummer und Verdruß aus dem Leben geschieden, war ein fleißiger Bursch, übernahm guten Muths das zerrüttete Anwesen und hoffte mit Gottes Hilfe Alles wieder in rechten Gang zu bringen. Als er einmal bis spät in die Nacht hinein sich müde „geracert" hatte, legte er sich gegen 11 Uhr Nachts hinter den Ofen um auszuruhen. Da öffnete sich die Thüre, und herein trat ein geisterhaft aussehender dunkler Mann, der näherte sich langsam und stumm dem Jüngling, und legte sich, eiskalt wie ein Eisblock des nahen Ferners, zu ihm hinein. Der erstere wollte voll Entsetzen heraus-

springen, denn er erkannte — seinen Vater. Aber seine Bemühungen waren vergebens, er konnte auch nicht einmal rufen, er mußte immer mehr erstarrend, ruhig liegen bleiben; und als in der Frühe der Putz lautlos fort ging, erst dann war es ihm möglich, sich nach und nach herauszuwinden. Er war aber vor Frost fast gelähmt, und hütete sich wohl, ein andermal noch an dieser Stelle zu schlafen. Jedoch der Geist kam jede Nacht dahin und zog Morgens allemal stumm und ohne Jemanden ein Leid zu thun, von dannen. Dieser Geist litt die „kalte Pein", vermuthlich deßhalb, weil er bei Lebzeiten bösen Zauber getrieben, indem er sich „gefroren" gemacht. So vergingen einige Monate, als eines Abends ein Gemsenwilderer, der nebstbei ein verwegener Robler war, hier zusprach, um vor Sturm und Unwetter ein Obdach zu finden. Als ihm dasselbe bewilligt wurde, wollte er sich hinter den Ofen legen. Der junge Bauer rieth ihm davon ab, erzählte ihm von dem Spuck und schilderte die Gefahr, in welche er sich stürzen würde. Aber der Jäger lachte ihn aus, legte sich trotz der Warnung hinein und meinte, dem Geist wolle er schon zeigen, wo der Weg hinausgeht, wenn er kommen sollte. Zur Vorsicht verrammelte er die Thüre, stellte Tisch und Bänke davor und trank etwas Schnaps aus seiner Waidmannsflasche als Stärkung. Gegen Mitternacht drückte etwas an die Thüre, bald sprang sie auf und der Geist trat herein und legte sich mir nichts dir nichts zum Wilderer. Dieser wollte ihn „hinausschmeißen", aber er konnte sich nicht mehr rühren, er war „gefroren" und der Geist legte sich eiskalt auf ihn, bis das Herzblut stockte.

Als der Bauer des andern Tags in die Stube kam, fand er den Jäger mit verzogenem Gesicht eiskalt und todt drinnen liegen.

Viele Jahre vergingen, der junge Larstiger vermählte sich mit einer Tochter seines Nachbars Grasstaller und zeugte mit ihr ein Töchterlein, das Rosa getauft wurde. Aus Dankbarkeit ließen die Eltern der schmerzhaften Mutter Gottes zu Ehren eine Kapelle erbauen, und zwar an der Stelle, wo die jetzige steht. Darin pflegten sie an Sonntagen nachmittag und sonst täglich nach dem Abendessen den Rosenkranz zu beten. Bei dieser Kapelle sah man den Putz manchmal stehen und die Mutter Gottes anschauen, woraus die Leute schlossen, daß ihn seiner langwierigen Krankheit halber die Gnade und Barmherzigkeit Gottes nicht ganz verlassen und daß seine Strafe nur eine zeitweilige sei. — Währenddem wuchs Rosa heran, schön wie eine Alpenrose — doch nein, sondern wie eine Lilie, denn sie war blaß und von zartem Körperbau, fast wie die „saligen Fräulein" drinn auf den Fernern. Sie ging nun täglich in die Kapelle, für die Seele ihres Großvaters zu beten. Am Vorabende des hl. Osterfestes einmal kniete sie mit ihren Eltern noch spät in der Nacht alldort und betete vor dem Muttergottesbild mit lauter Stimme um die Ruhe der armen Seele; da rauschte etwas neben ihr, sie wandte sich um, erblickte den Geist freundlich und heiter neben ihr hinknien und in ihr Gebet einstimmen;

aber bald darauf wurde er weiß und glänzend wie Schnee. Rosa erschrack ob solcher ungewohnter überirdischer Pracht so sehr, daß sie am Altar langsam niedersank und die Eltern mit dem Ruf: „Jesus, Maria und Josef!" ihr zu Hilfe sprangen. Sie war todt — aber mit Staunen sahen sie den Geist wie verklärt emporschweben, und wie im Nebel verschwinden. — Das Mädchen wurde nach drei Tagen hinausgetragen nach Silz und in's Grab des Großvaters gelegt, den sie mit ihrem Gebet erlöst hatte von seinen Leiden. — —

Wenn wir, den Hut und die Knopflöcher voll frischer Almrosen und die Seele voll schöner lachender Bilder, aus dem Niederthei zurückkehrend über die Anhöhe hinabsteigen, da haben wir gewiß ein großes Wohlgefallen an dem Thalkessel zu unsern Füßen, an dem Dorfe Umhausen, das mit seinem Kirchthurm so gefällig drunten liegt in der offenen grünen Flur, zwischen Wiesen und Baumgruppen, zwischen Feldern und Wäldern, umfriedet von mächtigen Bergkolossen. Aber es ist zu bedauern! Das grausame Unglück, das seinen Weg überallhin findet, setzt auch zuweilen in diese stille Bergidylle, in diesen ruhigen Erdenwinkel seinen Fuß und vernichtet den fleißigen Bewohnern durch Ueberschwemmungen und Erdbrüche ihre wohlbestellten Gründe. So erlitt die Gemeinde 1762 durch Wassergewalt großes Leid und Ungemach, und wer diese Flur im Jahr 1851 gesehen hat, der wird den heutigen Stand der Feldungen für das Werk eines Wunders ansehen. In dem genannten Jahr hatte der Bach seine „Einarchungen" weggerissen, um zerstörend und verwüstend aus seinem Runste zu treten; die Felder waren mit Geröll überschüttet und an den Abhängen waren „Abplaickungen" niedergebrochen — allüberall ein Gräuel der Verwüstung! Der Schaden wurde annähernd auf 300,000 fl. erhoben! Die Oetzthaler aber, da sie beständig mit den wilden, verwüstenden, dämonischen Naturgewalten in harter Fehde liegen, sind zähe und abgehärtete Naturen und wenn etwas Schlimmes über sie kommt, so ist kleinliches Jammern und weibisches Verzagen das allerletzte, woran sie denken. Es könnte in dieser Beziehung gar mancher, der sonst gescheit und hoch studirt ist, bei ihnen mit Vortheil in die Lehre gehen. Auch beim genannten schrecklichen Unglück von 1851 bewährten die Umhausener großen Muth und stählerne Ausdauer und wenn einmal unversehens einige Trübung in ihre Seele schleichen wollte, so wendeten sie vertrauensvoll ihre Blicke zu dem, „der ober uns ist". Ein Bauersmann, der im Verlauf einer kurzen Stunde Alles verloren hatte — Feld und Haus und Fahrniß, sagte zu seinem Weib, das mit acht kleinen Kindern trostlos jammerte: „Seid nur stille, der Himmel ist uns noch nicht vermurrt!" — „Aber wir müssen jetzt betteln gehen" — jammerte die Mutter. — „Wenn das ist" — erwiederte der männlich gesinnte Bauer — „dann gehen ich und du; denn die Kinder könnten das Faullenzen dabei gewöhnen!" — Doch statt zu betteln, räumte der ehrenfeste Oetzthaler mit Schweiß und Anstrengung den mannstiefen Schutt von seinem Grunde weg und nach ein paar Jahren

hatte er wieder die schönste Feldung. Gleich wacker zeigten sich Alle, die das Unglück betroffen, und so erblickt man wieder überall bei Umhausen fruchtbare Felder, grasreiche Wiesen, und der zerstörungssüchtige Bach ist wieder gezwungen, hübsch zahm zwischen festen Archen hinzugehen. Recht behagen will ihm aber diese Einschränkung durchaus nicht, was sein unmuthiges Brummen und Tosen, sein Springen und Schäumen zur Genüge an den Tag legt. —

Nachdem der lieblichen Thalweite und dem alpenrosenreichen Niederthei so viele Aufmerksamkeit zugewendet worden, darf das westlich von Umhausen gelegene Leirsch- und Fundesthal billiger Weise auch einige Ansprüche auf unsere Beachtung erheben. Der Weg dazu führt unter dem Dorfe zur Ache, über welche eine Brücke gelegt ist. Jenseits derselben öffnet sich gleich das Thal, durch welches der Leirschbach herausbraust. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde an demselben vorwärts geschritten, trennt sich das Thal in zwei Aeste: rechts zieht sich das Leirschthal — nicht zu verwechseln mit dem Gleirschthal! — zwischen den Bergen hinein; links öffnet sich das sagenreiche Fundesthal, aus welchem ein frisches Alpenwasser in den Leirschbach herabstürmt. Jenem Wasser entlang leitet ein Pfad zu den Alpen Außer- und Innerfundes; weiter innen, am Ende des Thälchens, liegt der Fundessee, in welchen der Hochferner ernst und majestätisch herabschaut. Von diesem Winkel meinte einmal ein Bauer: es ist ganz g'spassig drinn; Höll' und Himmel ist da bei einander. Die Volksphantasie hat die verderbenbringende Unholdin Runsa — die wir schon einmal genannt — hieher verlegt. Sie soll nämlich in der innersten Almhütte ihre Winterresidenz aufgeschlagen haben. —

Ein anderer näherer, aber beschwerlicherer Steig, ein Jägerpfad, führt über „Köfls" nach Innerfundes. Jenes hohe Bergdörflein kann man von Umhausen aus in einer Stunde ersteigen.

Durch das schon genannte Leirschthal mit seinen gesegneten Alpentriften führt ein Fußweg nach Zaunhof im benachbarten Pitzthale. Wenn man gut auftritt und nicht zu oft rastet oder umschaut, kann man in drei Stunden von Umhausen aus dorthin gelangen. Auf einem „Leger" des Leirschthales, der auch im Dorfe Umhausen sichtbar ist, muß seit etlichen Jahren „Jörgla's Peter" Buße thun für seine Sünden. Wer darüber gründlichern Bescheid will, der ist gebeten, bei den Oetzthalern selbst ein bißlein nachzufragen. So viel bekannt, hat sich der unglücklich herumirrende Geist, da er noch in seiner körperlichen Umhüllung gehaus't, gewissenlose Wirthschaft in Gemeindesachen zu Schulden kommen lassen. Der „Trindl" aus Gurgl soll ihn kürzlich, als er auf dem „Leger" oben dem Wilde nachgestiegen, gesehen und sich mit ihm sogar in eine Unterredung eingelassen haben. Was er aber dabei erfragt, ist — so weit wir unterrichtet — nicht offenbar geworden. —

Doch nun haben wir die freundlichen Leser sicherlich genug herumgeführt über Berg und Thal, „über Stöck' und Blöck'"; ja es ist zu befürchten, daß

ihre Geduld fast ein bißlein zu sehr in Anspruch genommen worden. Allein es war doch herzlich gut gemeint, und wir ersuchen nun, allen schwarzen Unmuth, der sich während des „Herumkrarelns" etwa einstellen wollte, fahren zu lassen. Dafür machen wir uns anheischig, „stantepede" nach Umhausen zurückzukehren und von dort unverweilt den Wanderstab weiter zu setzen.

Inner dem Dorfe präsentirt sich uns links oben nochmals der höhere Theil des großen „Stuibenfalls"; darüber hinein thut sich ein hübscher Einblick in's Niedertheithal mit dem erhabenen Larstigkogel auf; rechts schaut der Hauerkogel zu dem Wanderer nieder, und gerade vor uns übernimmt es der ferne hinter Längenfeld aufsteigende „Gametskogel" (Gamskogel), das Auge zu ergötzen. Der Pfad, welcher zur Ache niederleitet, heißt der „Loamroan" (Lehmrain), es geht vorwärts durch Wald und Steinwüsteneien, vom Berge links ziehen sich Steinriesen nieder, rechts treibt der brausende Bach sein Wesen. Das Alles ist jedoch bloß ein mildes Vorspiel für die grausenerregenden Dinge, die bald kommen sollen. Nach einigem Vorwärtsschreiten bringt uns eine schwankende Brücke — bereits die dritte, die wir passiren — auf's linke Ufer des Baches, wo die Passage „Murrach" (Murrwerk, Mauerwerk) beginnt. Aber nachdem wir etwa einen Büchsenschuß weiter gegangen, kommen wir abermals zu einer Brücke — es ist die vierte — um auf's rechte Ufer zu gelangen. Hier sieht man wieder eine wilde Steinmurre ausgebreitet, von mehr als zwei Kirchthurm Höhe; drüben über dem Bach ist sie gelagert und von unserm Standpunkt aus schrecklich zu besehen. Ein Marterl unter dem nahen Baume beginnt mit den Worten:

„O Mensch, betracht', was Sterben ist!"

Diese Mahnung könnte wahrlich keinen geeignetern Boden im Thale gefunden haben, als bei den Schrecken der Natur, die hier walten. So weiter wandelnd kommen wir in etwa einer halben Viertelstunde wieder zu einer Brücke (die 5.), die uns auf's linke Ufer bringt. Und noch immer steigern sich die Schrecken der Natur. Kaum ist Raum für den Weg: rechts Felsentrümmer und rauhes lockeres Gewände, links der Bach, über und durch hohe Felsentrümmer (wahre Cyklopensteine) grollend, wüthend und sausend, als wie von bösen Mächten getrieben. Auf den Wanderer spritzt eiskalter Gischt, daß man naß werden muß, trotz aller Vorsicht, besonders zu Zeiten, wo der Bach sehr angeschwollen ist. Der Pfad geht im Ellbogen fort durch eine Thalschlucht, eiskalter Wind pfeift dich an und Schrecken um Schrecken beklemmt das Herz. Dieses fürchterliche Eck ist unter dem Namen „beim Sataler" bekannt und benannt, was wohl ein verdorbenes „beim Satanas" sein wird. — Bald aber führt uns wieder eine Brücke, (die sechste) auf das rechte Ufer und die Gegend beginnt etwas freundlicher zu werden und vergönnt wieder ein ruhiges Aufathmen. Es ist Grund zur Vermuthung, daß da mancher, der gerade keinen eisernen Heldenmuth im Busen getragen, ein aufrichtiges „Gott Lob und Dank" gesagt

für das glückliche Entkommen aus dem Höllenschlund. Die Natur sucht den Schauder, welchen sie uns früher einzujagen so grausam gewesen, in holdseliger Liebenswürdigkeit uns wieder vergessen zu machen. Sie hat nämlich den Weg entlang allerlei kleines gefälliges Blumenwerk und glührothe Hollunderbeeren angebracht — Dinge, die uns gar neckisch und freundlich zulächeln.

Auch ein Bildniß der „Maria vom guten Rath" ist am Wege hier aufgestellt zu Trost und frommer Erbauung des Wanderers. Dieser mag, wenn er in die fürchterliche Klamm hinausschreitet, der milden Himmelskönigin Leib und Leben empfehlen, und ist er mit heiler Haut auf dem Hereinweg begriffen, so mag er sein warmes Dankgebet sprechen. Das Merkwürdige am Bild ist aber, daß es ein simpler Bauersmann eigenhändig gemalt, beschrieben und hieher gestiftet hat. Es ist darunter wörtlich folgender Reimspruch zu lesen:

„Mensch was haben wilst
getan in Deiner Lösten stünd
Das Düe Jaz Weil kanst noch ünd
Bist gesünd. 1802" —

Das u wird in hiesiger Gegend zumeist wie ü ausgesprochen, daher die Schreibart des malenden Bauers, der sich an's lebendige warme Wort, nicht an die kalte Grammatik zu halten für gut befunden.

Die Bergwände gehen nun immer mehr von einander, die kahlen Felsen und „Steinriesen" verwandeln sich in Hügelgebilde, an denen dunkle Waldung rauscht. Allein damit der Uebergang von dem brausenden Schlunde „Murrach" in die stille liebliche Idylle von Lengenfeld nicht zu plötzlich und grell sei, führt der Pfad doch noch manchmal über Abgründe dahin. Allmälig senkt sich die Straße nieder gegen den rauschenden Bach, dann steigt sie wieder ein wenig aufwärts und leitet uns vor einer links am Wege stehenden Waldkapelle der Mutter Gottes vorüber. Von da noch etliche Schritte vorwärts und — „Land! Grünes, sonniges Land!" — jubelt unsere Seele. Es breitet sich eine prachtvolle weite Thallichtung aus vor unserem Blicke und im Hintergrunde der offenen Flur liegt wunderschön zu schauen Lengenfeld. Wohl ruht es noch ziemlich im Versteck hinter Buschwerk und Baumgruppen, doch der spitzige Kirchthurm steigt so zierlich himmelwärts, und der goldene Knauf mit dem Kreuze darauf schimmert so schön herüber, daß es wirklich die Seele erfreut. Ein glänzender Stern am lichten Tage! Rechts vom Dorfe Lengenfeld grüßt von einer mit Bäumen besetzten Erhöhung, nämlich vom „Kropfhügel", das Dreifaltigkeitskirchlein herüber. Es soll sehr alt sein, trägt zur Verschönerung der Gegend redlich das Seinige bei und ruft wohl Uhland's Verse im Gedächtnisse wach:

„Droben stehet die Kapelle,
Schauet still in's Thal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'." —

Auf diesem Standpunkt wird jeder Oetzthalpilger eine Weile gefesselt werden vom wunderschönen, sich so urplötzlich präsentirenden Landschaftsbild, und darüber nachsinnen, wie im Oetzthal oft in so kurzen Zeiträumen die Seele von einer Stimmung in die andere geworfen wird — von Schaudern, Gruseln und Düsterheit zum mildesten idyllischen Behagen! Und diese grellen Kontraste sind eben das Charakteristische für eine Fahrt durch's Oetzthal. Eine Wanderung durch's Zillerthal zum Exempel gleicht einem behaglichen süßen Traum, in welchen weiches Jodeln, Singen und Zitherspiel gar lieblich hereinklingen. Eine Wanderung durch's Oetzthal dagegen läßt sich etwa mit einem wechselvollen Stück Leben vergleichen, wie es Shakspeare in vielen seiner Dramen darstellt — Lachen und Jammern, Freude und Schmerz folgen auf einander.

Um den vor uns liegenden etwa 2 Stunden langen und an etlichen Stellen fast eine halbe Stunde breiten grünen Plan haben sich kolossale Berge als Friedenswächter hingepflanzt und scheinen im Hintergrunde das Thal mauerfest abzuschließen. Einige tragen schon weißglänzende Flächen auf ihren Schultern, ein Zeichen, daß wir den großen Fernern immer näher rücken.

Nun wollen wir aber den Weg in diese sonnenhelle Flur hinein rüstig fortsetzen! Als Staffage der Landschaft möge ein Histörchen dienen, das in diesem Revier vor geraumer Zeit einem begeisterten Freund alter Sagen und Geschichten, morscher Schlösser und zerfallener Burgen passirt ist. Derselbe entdeckte nämlich eines schönen Nachmittags, als er durch das Oetzthal herauskam, etwas abseits vom Weg neben dichtem Haselgebüsch etliche mauerartig zusammengeschichtete und mit üppigem Moos überzogene Steine. Da fiel ihm die Sage vom Schloß Hirschberg ein und er wähnte voll Freude, durch einen preiswürdigen Zufall die Mauerüberreste desselben gefunden zu haben. Er machte sich hastig daran, die grüne Moosdecke von dem Gestein loszulegen, und es war ihm wohl zu Muth bei diesem Geschäft, als ob er uralte interessante Pergamente durchblätterte. Da wühlte er noch eine verrostete Hacke auf, und nun war seine Freude über diesen historischen Fund auf den höchsten Gipfel gestiegen. Seine Phantasie schweifte zurück in längst verrauschte Zeiten und baute das alte Schloß wiederum auf, so fest und trutzig, als je eines gestanden. Aus den Fenstern sah er wunderholde Fräulein schauen, die ihn freundlich zu sich hinauf winkten — aber in diesem seligen Augenblick tappte die plumpe Wirklichkeit in Gestalt eines derben Bauers mitten in seine rosenfarbigen Träume und zerstörte sie rücksichtslos mit den Worten: „Mir scheint, ich komm gerade noch recht, meine Hack' zu holen, die ich da unter'm Mies vergessen hab vor drei, vier Wochen! Hättet Ihr sie etwa gar mit Euch gehen lassen?" — Der Alterthumsfreund hub nun voll Unmuth an zu beweisen, daß diese Hacke nicht dem Bauer gehören könne, sondern daß sie aus der Ritterzeit übergeblieben, wofür ja der Rost deutlich spreche. — Allein der Oetzthaler wußte den Rost dadurch zu erklären, weil es in der letzten Woche fast

ununterbrochen geregnet. Und in Bezug auf das Schloß Hirschberg, das der Wandersmann genannt hatte, bemerkte er: „Da seid Ihr ein bißl zu weit herinn, ums Schloß müßt Ihr draußen nachfragen, bei Umhausen.“ — Nach einigem Hin- und Herreden nahm der Bauer seine Hacke in Empfang, und der Fremde eilte voll historischen Eifers gen Umhausen. Daselbst kam er dem gesuchten Schloß alsbald näher auf die Spur. Man zeigte ihm nordöstlich vom Dorfe einen Hügel, von welchem es einst herabgelugt habe. Als Beweis führte man ihm den Umstand an, daß man an der bezeichneten Stelle altes Geräth, als: Hacken, verrostete eiserne Thüren, Fenster u. dgl. ausgegraben habe. Auch war er so überglücklich zu erfahren, daß vor Alters mehrere Güter bei Umhausen nach Hirschberg grundzinspflichtig waren. Das Schloß wurde nach der Volksmeinung durch einen Bergbruch zerstört. Die Sage von der wunderbaren Rettung eines jungen Gräfleins von Hirschberg an der Engelswand haben die freundlichen Leser wohl noch im Gedächtniß. — Wir getrauen uns den Mann, der so glückliche Forschungen gemacht, nicht zu nennen — des kleinen Irrthums halber, der ihm anfänglich passirt ist. Allein die meisten Leser kennen ihn doch, es ist der bekannte Herr, welcher

„Mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt,
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!“

Es sei nur noch bemerkt, daß auch Peter Anich in seiner großen Karte von Tirol das Schloß Hirschberg an derselben Stelle angibt, wie die Leute in Umhausen. —

Und nun geht es dahin über Wiesen und Felder und an „Roasen“, d. h. an Wasserteichen vorüber, in welche die Leute voll Geschäftigkeit Flachs einlegen, damit der Stengel hübsch mürbe werde und sich willig von der Faser trenne. Der Flachsbau ist auch in der Thalweite von Lengenfeld der rentabelste Industriezweig. Und da wir unsern Marsch im Juli oder August machen, werden wir wahrscheinlich vom Dorfe heraus die Böller krachen hören, daß der Widerhall an allen Bergen brummend herumrollt. Dieses Schießen geschieht aber keineswegs unserer Ankunft zu Ehren, sondern es wird in Lengenfeld eine Primiz gefeiert: denn Oetzthal ist nicht bloß der Erdwinkel stäubender Cascaden, wilder Klammer, wüthender Bäche, grüner Thalweitungen, alpenrosenumblühter Dörfer und schimmernder Ferner; es ist auch die Heimat der Primizen.

Bald führt der Weg durch ein Dörflein, Au oder auch „in der Au“ geheißen. Es ist 1 $^{3}/_{8}$ Stunden von Umhausen entfernt, zählt 17 Häuser, 124 Einwohner und erfreut sich eines hübschen Kirchleins. Hier verlegt sich die liebe Jugend zuweilen mit großem Eifer auf die Gatteraufmachindustrie. Wer ein paar rothe Kreuzer unter die rothbackigen Jungen wirft, der bekommt dafür den Spaß, dieselben recht wacker zanken zu sehen.

Nach $^{1}/_{8}$ Stunde ungefähr kommen wir zum Weiler Ennemoos mit 9 Häusern, dann in eben dieser Zeit zum Dorfe „Dorf“ mit einer Kapelle und

Schule, und von diesem in ½ Stunde zum Hauptort der Gemeinde, nämlich nach Lengenfeld, das ungefähr 2¼ Stunden Weges von Umhausen entfernt ist. Nahe an der Pfarrkirche am obern Platz macht sich ein Gasthaus durch folgenden Reimspruch an der Fronte des Gebäudes bemerkbar:-

„Herr Wirth hol den Wein,
Kellerin schenk ein,
Hofmann trink aus,
Bauer zahl aus!" —

Die Unterkunft in diesem Wirthshause ist nach den Ansprüchen, die man in einem so abgelegenen Winkel der Welt billiger Weise erheben darf, ganz befriedigend. Uebrigens gibt es außer der Beschäftigung mit Speis und Trank gerade nicht vieles, was unter diesem Dache unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Vielleicht gewährt das Fremdenbuch einige Kurzweil durch seinen Schatz von Reimen und Sprüchen. Bemerkenswerth ist, daß sich im Lengenfelder Fremdenverzeichniß der Name Montalembert nicht mehr findet, der draußen im Umhausener Fremdenbuch neben andern Berühmtheiten sich hervorthut.

Das Dorf Lengenfeld wird durch den Fischbach, der vom Glammergaubferner herabkommt, in zwei Theile getrennt; in Ober- und Unterlengenfeld; das erste liegt am rechten Ufer des wilden Gebirgsbaches, und zählt 187 Einwohner in 27 Häusern, das andere breitet sich am linken Ufer aus, hat 28 Feuerstellen und 132 Bewohner.

Das Gotteshaus wurde im Jahre 1842 neu hergestellt und gewährt einen sehr freundlichen Anblick. Die Fresken am Plafond bieten Szenen aus dem Leben der heiligen Katharina, und zwar wird im ersten Bilde ober dem Eingang dargestellt, wie die Engel den Leib der Heiligen durch die Luft forttragen dahin auf den Berg Sinai. Im zweiten Plafondgemälde ist die grausame Enthauptung Katharinens zu sehen. Das dritte und größte zeigt uns Katharinen, wie sie zu Alexandria siegreich mit den Weltweisen disputirt. Die Figuren im Vordergrund dieser Darstellung messen acht Schuhe. Im Gemälde ober dem Hochaltar wird die hl. Monstranze von Engeln getragen; die vier Welttheile, allegorisch dargestellt, beten in Demuth sich beugend das höchste Gut an. Verfertigt sind diese Gemälde von dem in und außer den Bergen Tirols bekannten und geschätzten Maler Arnold. Derselbe wurde 1788 zu Stans im Unterinnthale in einem bescheidenen Hüttlein geboren. Er verspürte bereits in seiner zarten Jugend eine starke Lust zu allerlei bildlichen Darstellungen und brachte es nach und nach durch Fleiß und Beharrlichkeit zur ruhmvollen Stellung, die er jetzt unter den tirolischen Malern einnimmt. Er hat sich durch seine zahlreichen Werke sehr schöne Lorbern, aber vielleicht nicht gar zu große Schätze erworben: denn er drückt sich in dieser Beziehung in einem Schreiben vom 17. November 1857 folgendermaßen aus: „Von allen meinen

Altarbildern sind die in Kufstein, Altötting und Kaltern so ziemlich gut bezahlt worden; die Hälfte von meinen Bildern so, daß ich das Nothwendigste hereingebracht habe, so daß, wenn ich mit dem Bilde fertig war, auch schon das Geld wiederum zu Ende war. Aber bei der andern Hälfte ist die Bezahlung so schlecht gewesen, daß ich bei weitem nicht einmal die allernothwendigsten Ausgaben damit verdient habe. Ich habe immer geglaubt, es ist besser etwas thun, als keine Arbeit haben, aber ich habe gefunden, daß ich nicht gut gerechnet habe. Denn ein schlecht bezahltes Bild hat mir gewöhnlich noch ein schlechteres zugebracht und es hat mir oft geschienen, daß, wenn ich eines umsonst gemahlen hätte, es noch zu theuer gewesen wäre und ich also noch etwas darauf zahlen sollte."

Außer den Plafondgemälden sind auch ein paar Altarblätter vom Meister Arnold. Ob dieselben unter die mittelmäßig oder unter die schlecht bezahlten gehören, ist nicht verzeichnet.

Die Seelsorge zu Lengenfeld besteht seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, wo ein gewisser Peter Eisenholz im Jahre 1445 einen Meßpriester ohne weitere Verpflichtungen stiftete. 24 Jahre später wandte sich die gesammte Gemeinde an den Abt Georg Kotz zu Stams mit dem Ersuchen um einen seelsorgenden Priester, den sie auch alsbald erhielten. Dadurch wurde Lengenfeld ein selbstständiger Seelsorgsposten; früher war es mit Umhausen verbunden gewesen. 1702 kam noch eine eigene Frühmeßpfründe hinzu. —

Im „Seelenkirchlein" wird der Schädel des „Oode Bue" aufbewahrt, dessen bereits Beda Weber unter dem Namen „Abdasbub" erwähnt. Auch in den „Mythen und Sagen Tirols von J. Ritter von Alpenburg" wird Seite 77 vom „Abdasbuben" einiges erzählt, und zwar so ziemlich nach den Angaben Webers. Nun ist aber die Kritik gekommen und hat dargethan, daß diese Erzählung sich ein bißlein vom Pfade der strengen Wahrheit verirrt habe. Dem Verfasser ging solches zu Herzen und er machte sich gleich daran, genaue Erkundigungen über den Abdasbuben einzuziehen. Er erfuhr nun, daß die Historie sich allerdings anders verhalte und daß selbst der Name „Abdasbub" falsch sei. Er hieß der „Oade Bue" und was sich mit ihm begeben, ist nach authentischen Quellen folgendes.

Johann Rimml, ein Bursche von 23 Jahren, diente zu Huben bei Lengenfeld als Bauernknecht. Er war sehr schön gewachsen, ungeheuer groß und baumstark. Sein größtes Vergnügen bestand darin, mit seinen Kameraden bei nächtlicher Weile von Huben in's untere Kirchspiel zu gehen und daselbst Seinesgleichen zum Raufen herauszufordern. Weil er aber als „Profi" (Robler) sehr gefürchtet war, wagte es selten einer, mit ihm anzubinden, und er ging immer seelenvergnügt darüber nach Hause. Der Bauer und die Bäuerin, bei denen er im Dienste stand, machten ihm oft dringende Vorstellungen und ermahnten ihn, das nächtliche Herumschwärmen doch endlich aufzugeben; er werde

sonst — fügten sie bei — gewiß einmal so durchgewalkt, daß er eines elenden Todes sterbe. Aber alles Zureden und Warnen war ohne Erfolg. Da versperrte man ihm einmal die Thüre seines Kämmerleins, damit er nicht auskommen sollte. Allein selbst das half nichts! Er zog seine Kleider aus, warf sie durch das Fenster hinab auf die Gasse, wo sieben oder acht Kameraden auf ihn harrten, und dann zwängte er sich selbst mit Mühe und Anstrengung durch die kleine Fensteröffnung. Drauf machten sie sich Alle auf den Weg in's untere Kirchspiel, um daselbst ihr Unwesen zu treiben. In Unterlengenfeld erblickten sie an einem Kirchenfenster Licht und machten Halt. Es hatten sich unterdessen noch mehr solche Rebeller zu ihnen gesellt, von denen aber die meisten wieder weiter gingen. Etliche jedoch blieben mit dem Oade Bue beim Hause stehen und begannen durch's Küchenfenster hineinzureden. Drinnen saßen beim wärmenden Feuer auf dem Herde zwei alte Junggesellen, der „Sag-Ander" und „das alte Fridlas". Die Burschen ließen abwechselnd bald beim Fenster ihre krächzenden Stimmen hören, bald polterten und pochten sie an die Hausthüre, bald schrieen und jauchzten sie in die Hausflur hinein. — „Das alte Friedlas", dem die Geduld ausgegangen war, sagte, wenn sie nicht Frieden geben wollten, so werde er hinauskommen und wenn er einen treffe, so müsse er es halt haben. — Die Burschen ließen sich nicht irre machen und trieben ihren Muthwillen fort. Der Oade Bue wagte sich sogar in das Haus hinein zur Küchenthüre und polterte dort unverschämt so lange, bis endlich „das Friedlas" aufstand, vom Herde herabstieg und dem Oade Bue im Hause nachlief. Der Oade Bue blieb trotzig stehen, und „das Fridlas" ergriff im Dunkel eine „birkene G'stäng-Latte", hob sie in die Höhe, führte damit einen Streich und traf wirklich den Oadebue auf den Kopf, worauf dieser sich zurückzog. Seine Kameraden, welche noch vor der Thüre standen, sagten zu ihm, sie wollten nun die übrigen Mitgesellen aufsuchen. Der Oadebue aber beredete sie nach Hause zu gehen. Sie gingen nun durch den Feldweg bis zum „Stiegele" beim „Einfang", wo sich der Oade Bue niedersetzte und sagte: „Bueben, i hab genueg". — Von dort mußten ihn seine Kameraden auf dem Rücken tragen bis nach Oberlengenfeld, wo sie ihn in einen Stall neben dem Wege brachten. Nachdem sie ein Licht angezündet hatten, erschracken sie gar sehr über sein Aussehen und es war ihnen nimmer wohl um's Herz. Sie weckten den alten Wirth, dem der Stall gehörte und holten bei ihm Wein und Speise für den Unglücklichen. Der Oadebue sagte nun, es möchte ihm Einer die „Reu und Leid" vorbeten, ein Zweiter bemerkte, man sollte den „Bader" holen, der alte Wirth aber erwiederte, sie sollen gescheidter um einen Geistlichen gehen. — Unterdeß kniete Einer vor ihm nieder und betete ihm die „Reu und Leid" vor. — Nachdem dieß geschehen war, verlor er den Verstand, der in diesem Leben nicht wiederkehrte. Um 11 Uhr Nachts wurde er hierauf nach Huben geführt, wo man um 3 Uhr Morgens anlangte. Die Entfernung von

Lengenfeld nach Huben beträgt 1 Stunde. Er wurde aber nicht zu jenem Bauer gebracht, wo er Knecht war, sondern in ein anderes Haus. — Am Morgen des nämlichen Tages ward der Kooperator von Lengenfeld, Christian Rainer, gerufen, welcher den ganzen Tag hindurch vor dem Bette des Unglücklichen auf den Knien lag, um ein Zeichen mit den Augen oder Händen zu erhalten, ob er etwa nicht einigermaßen bei Verstande wäre. Gegen Abend verschied er. — Zwei Tage lag er „leichweis". Die gerichtliche Kommission, welche von Silz herbeikam, sägte die Hirnschale entzwei und fand den Streich tödtlich. „Dem alten Fridlas" wurde von Seite des Gerichtes nichts in den Weg gelegt und das nächtliche Auslaufen hatte für viele Jahre ein Ende.

Wenn wir nun die Kirche mit ihren hübschen Freskogemälden und Altarbildern, und das Seelenkirchlein mit seinen Todtenschädeln und finstern Geschichten verlassen, um im Dorfe Umschau zu halten; so machen sich uns gleich etliche Prachtgebäude bemerkbar. So gewährt am Eingang in's Dorf das Haus des Müllers mit seiner Terasse voll Blumen einen erquicklichen Anblick. So ist auch das Haus des Oberschützenmeisters Holzknecht nicht zu übersehen; es gleichet fast einer Villa. Auch diverse Inschriften fehlen nicht an den Fronten; an einem Hause z. B. ist zu lesen:

„Gelobt sei der namen Jösus alle zeit
Von nun an Bis in Ebigkeit 1806." —

In Lengenfeld befindet sich ein Fremdenführer, der hier namhaft gemacht werden muß, nämlich Anton Schöpf, zubenamset der „Zacherer". Der ist von allen seinen Collegen sehr verschieden, indem er sich nicht durch Zungenfertigkeit auszeichnet, sondern durch bescheidenes Schweigen. Er hat nicht einen Schatz von schönen Namen und Geschichten im Vorrath, sondern es passirt ihm beim nächstbesten Joch, um das er befragt wird, daß er es nicht nennen kann. In solcher Verlegenheit sagt er dann gewöhnlich ganz lakonisch: „Der Berg ist nichts nutz — er hat gar keinen Namen!" Aber trotz alledem ist der „Zacherer" bei den Fremden sehr gut angeschrieben, theils wegen seiner Zuverlässigkeit und Genügsamkeit, und dann vielleicht gerade deßwegen, weil er durch sein Expliziren nicht lästig wird. Er ist auch so pfiffig gewesen, sich von vielen berühmten und unberühmten Oetzthalbeschauern, die er herumgeführt, in ein dickes Buch hinein Zeugnisse schreiben zu lassen. Etliche haben ihre Beobachtungen oder Abenteuer noch dazu spendirt, und so kann das Buch, welches der „Zacherer" stets bei sich führt, manche Kurzweil verschaffen.

Lengenfeld steht durch Bergwege mit mehreren Nachbarthälern in Verbindung, wohin wir unter „Zacherers" Geleite Ausflüge machen können. Wenn man am rechten Ufer des Fischbaches emporsteigt zum Bergdörflein Gries im gleichnamigen südöstlich gelegenen Thale und von da über den Grieskogelferner, so gelangt man nach Lisen im Sellrainthal. Das ist eine schöne Alpe des Herrenstiftes Wildau, acht Stunden von Lengenfeld entlegen. Wenn man

von Lengenfeld sich nach Stubei begeben will, so ist der „Zacherer" gern bereit, uns auch dahinüber den Weg zu zeigen. Wir verfügen uns vom bereits genannten Dörflein Gries in das alpenreiche Sulzthal, aus welchem wir über die Jochhöhe nach Ranalt, dem innersten Weiler des Stubeithales, gelangen. Deßgleichen führt, aber etwas weiter innen, zwischen Lengenfeld und Huben, ein Gebirgspfad in das westlich gelegene Pitzthal. Man schreitet auf einer Brücke über die Ache auf die linke Thalflanke, steigt über das Brandlerjoch, das vom Breitenk. und von der hohen Geige herwärts rechts liegt, und gelangt dann nach Trenkwald hinüber.

Doch wir wollen nun wieder zurückkehren in die grüne Flur von Lengenfeld und uns erlauben, ein Wörtlein über den Charakter der Bewohner fallen zu lassen. Sie haben mit den übrigen Oetzthalern den Ernst in ihrem ganzen Thun und Lassen gemein. Wodurch sich ein paar vor den andern hervorthaten, das war eine gewisse Freude an Prozessen und ein großes Wohlgefallen an der Bauernadvokaterie. Ein darauf bezügliches Oetzthaler Sprüchwort sagt: „Die Oezar vertoatenmalelen, die Umhauser verlaitkofen, die Lengenfelder verstreiten und die Söldar verhoachzaten ihr Geldl." Dazu sind die Bewohner Lengenfelds, trotz ihrer gewöhnlichen Schweigsamkeit, sehr aufgelegt, aus dem Stegreif ganz gute Einfälle und Antworten zu produziren. Das könnte auch nöthigenfalls jener G. . R. bestätigen, der vor einiger Zeit bei Lengenfeld spaziren ging und sah, wie ein Bäuerlein seine Flachsfuhr, der ein Oechslein vorgespannt war, nicht recht vom Fleck brachte. „Mit einem Oechselein will's halt nicht gehen, Landsmann!" bemerkte da der Herr. „Ah," erwiederte der Oetzthaler und blickte jenen spöttisch an — „wo es ein Ochs nicht ermacht, da spannt man halt zwei vor, dann geht's schon — meint Ihr nicht auch?"—

Nicht zu vergessen ist eine Persönlichkeit, die in Lengenfeld einen großen Theil des Lebens zugebracht, und auch daselbst die Tage beendet hat. Es ist der Frühmesser, Herr Christian Falkner gemeint, auch unter dem Namen „der Höflichkeitsprofessor" männiglich bekannt. Er war im Oetzthal sehr populär und beliebt und Jung und Alt spricht noch von seiner guten Laune und seinem unermüdlichen Eifer bei der Arbeit im Weinberg des Herrn. Sein Landsmann, Dr. J. A. Schöpf, der in Salzburg mit Ruhm und Ehre auf einer theologischen Lehrkanzel sitzt, hat über sein Wirken — in der Wagner'schen Buchhandlung zu Innsbruck — ein Büchlein veröffentlicht. Es wird uns hoffentlich nicht übel angerechnet werden, wenn wir daraus einiges nacherzählen.

Auf den Matten des Niedertheithales bei Umhausen, wohin wir den freundlichen Leser schon einmal geführt, um Alpenrosen zu pflücken, steht eine Gruppe von vier rußigen Bauernhäusern. Es ist „Lehen", wo Christian Falkner, oder wie die Niedertheier sagen würden, „Christlas-Paul-Muchens-Christles" am 1. Jänner 1765 das Licht der Welt erblickte. —

kirnige Konstitution, frische und volle Gesundheit war das nächste und köstlichste Erbtheil Christians. In den ätherischen Lüften der Höhe, unberührt vom giftigen Hauche gesellschaftlicher Verdorbenheit, bei frischem Wasser und einfacher Kost, unter fortwährender leiblicher Anstrengung und unter dem wohlthätigen Einflusse häuslicher Zucht gedieh der Knabe gleich einem „wiechen" Zierbelbaum auf den Höhen. Das Dorfkirchlein betrachtete der Knabe als den Himmel Niedertheis, der Geistliche am Altar war ihm eine übermenschliche Erscheinung, und schon damals begann Ehrfurcht und Liebe zum Priesterstande in ihm zu keimen. In der Dorfschule lernte Christian im Verlauf von zwei Wintern ordentlich lesen und etwas schreiben. Wegen des Religionsunterrichtes ging er in den Widdum. Nachdem er sich so mit Schulkenntnissen ausgerüstet hatte, verlegte sich der junge Paulmucher auf die Leinweberei. „Zehn Jahre habe ich gewirchet und nie Teufel gesagt, das ist viel" — war ein beliebter Ausdruck des nachmaligen Frühmessers. Neben dem „Wirchen" entwickelte sich der Gedanke an's Studiren und die Lust zum geistlichen Stande immer mehr. An dem Webstuhle hatte er jederzeit ein paar Bücher, — später sogar die „Prinzipi".

Nachdem Christle zehn Jahre am Webstuhle geschaffen und in den Winternächten das Geschäft eines Nachtwächters versehen, wobei er schrie: „Lobet unsern Herrn und unser Frau!" ging er nach Sellrain auf's „Mahd". Hier schöpfte man ihm den Namen „Kabes-Christle", weil er eines Tages eine Heupure in den nächsten Krautgarten geworfen hatte. Christians Kamerad auf dem Mahde sagte später aus, daß er Abends, anstatt wie die Andern gethan, — zu den Mädeln zu gehen, mit ausgespannten Armen gebetet habe. Auch zur Arbeit in den „Mähdern" (Bergwiesen) ist er stets allein gegangen, und zwar des „obern Weges", so oft Mädchen zur selben Zeit des „untern" zogen, und des untern, wenn die Mädchen des obern gingen.

Nachdem Christle aus dem Sellrain heimgekehrt war, verlegte er sich schon wieder auf's „Enzianwurzengraben", und dieß mit solchem Eifer, daß ihn die Niedertheier scherzweise „Wurzen-Christle benams'ten. Noch in dem Jahre, wo er zum Studiren ging, verdiente er mit „wurzen" von Barthlmä bis Michäli 36 Gulden, die er zur Studi gut brauchen konnte.

In seinem 27sten Jahre schien unserm Christian die Zeit gekommen, den lange gehegten Plan zu verwirklichen. Eines Tages fand er seine Mutter ganz allein in der Küche. Da hub er an und sprach zu ihr: „Müetterle, iez kannti woll studirn, iez derzoglatses woll; a meart hon i mer nuicht ze sogen getrauet." Das Mütterle weinte vor Freud und Leid; denn Christle war ihr in's Herz gewachsen. So brav, so gut — und ihn verlieren, das war ein bitteres Gefühl. „Aber er kann Geistlich werden" — dieser Gedanke erheiterte ihre Seele und überwog alles Weh. „Olso röcht hoste, geah nu in Gottsnomen" — sagte die Mutter und der Vater war damit einverstanden. Wohin

und an wen man sich zu wenden habe, war dem Christian schon ausgemacht. Am Schutzengelfest ist er in der Kirche auf dem „Bichl" zu Lengenfeld gewesen, wo das Patrozinium gefeiert wurde. Unterwegs traf er mit dem Kuraten Kassian Sagmeister zusammen, der sich mit dem Niedertheier gar freundlich unterhielt und endlich die Frage stellte, ob er (Christian) nicht studiren möchte. „Ja freilich" — seufzte er — „ober i hon Niematen, der mer hilfet." — „Kannst nichts sagen, vielleicht könnte ich dir helfen." So schieden sie, und der Niedertheier wußte nun, zu wem er seine Zuflucht nehmen sollte.

Der 13. Oktober des Jahres 1791 wurde zum Aufbruch bestimmt. In Lengenfeld war Christians erster Gang dem Widdum zu. Der Herr Kurat hatte über den Niedertheier die größte Freude, und nahm ihn ganz bereitwillig zur Vorbereitung an. Christian war sehr dankbar und that seinem Lehrmeister Alles, was er ihm an den Augen ansah. Oesters ging er mit dem Nudelbrette aus dem Widdum in ein Bauernhaus, um für den Kuraten Nudeln durchdrucken zu lassen, indem letzterer keinen Nudeldrucker hatte. Im Quartier war Christian beim Schneider und that sich dort selbsten kochen. Der Schneider hatte eigene „Köllen" (Kochlöffel) für die Fasttage und wieder eigene für die Fleischtage. Als Falkner eines Tages die Köllen verwechselt hatte, fuhr ihn der Schneider hart an, was später Christian den Verwandten des Schneiders oft mit der heitersten Laune erzählte.

Ein halbes Jahr blieb Christian in Lengenfeld und studirte fleißig die „Prinzipi." Dann ging er zum eigentlichen „Studirenlernen" nach Flaurling, wo der Supernumerar Georg Lechleitner auf eigene Faust und nach eigenen Heften damals Studenten bildete. — Von Flaurling kam Lechleitner nach Pfunds, wohin ihm seine Studenten folgten. In dem sogenannten „Thurm", einem hohen Hause an der Brücke, wurden sie untergebracht. Da war von 1793 bis 1802 die Hochschule des Oberlandes: Lechleitner in drei Schulstuben und für 80 Schüler der einzige Professor. Er tradirte Latein, Geographie und Weltgeschichte, Logik und etwas Mathematik. Latein war die Hauptsache und wurde trefflich erlernt. In fünf Jahren wurde so Gymnasium und Philosophie durchgemacht und dann der fünfjährige Student als reif für die Theologie erachtet. Besonders sah Lechleitner auf strenge Zucht. In jeder Schulstube war ein schneidiges Scheit zum Draufknieen. Neben dem Lernen mußte wacker gebetet werden. War das Heuen oder eine andere dringende Feldarbeit, so halfen die Studiosen ihren Kostgebern und gingen dann vom „Rechulus" wieder zum „Buchulus". Lechleitner erwarb sich einen solchen Ruf, daß er später als Professor und Quasidirektor in Hall angestellt wurde. —

Nachdem Christian unter Falkners Leitung die fünf Jahre mit gutem Erfolge durchgemacht hatte, wandte er sich von Pfunds nach Brixen zur heiligen Theologie. Nachdem er ein Jahr studirt hatte, wurde er am 23. September 1797 vom Bischofe Karl Franz zum Priester geweiht. —

An einem herrlichen Oktobertage beim ersten Morgengrauen blitzte und krachte es vom Kirchschrofen zu Lengenfeld, daß die Fenster zitterten und alle Berge des Thales wiederhallend brummten und donnerten. Da hub es an in Stuben und Kammern lebendig zu werden. Klein und Groß hatte sich vom Lager erhoben und „knöpfelte" und „haftelte" am besten Feiertagsgewande. Es war Lengenfelder Kirchweih und zugleich der Primiztag des Herrn Christian von Niederthei, der nun heute in Lengenfeld feierlich vollenden wollte, was er vor sechs Jahren daselbst begonnen. Mit welchen Gefühlen der fromme Neugeweihte sich von seinem Lager erhoben, wie ihn der Gedanke entzückend durchschauerte, heute zum erstenmale das hochheilige Opfer des neuen Testamentes darbringen zu dürfen, und mit welcher Inbrunst er den ersten Klängen der Glocke das Ave Maria des Morgens nachgebetet — das weiß Gott allein. Von weit und breit strömten Leute zur „nuien Mösse" herbei; denn „eine Primiz ist werth, daß man ihretwegen ein Paar neue Schuhe zerreiße." Dem Herkommen gemäß hat der Primiziant eine sogenannte Braut. Christians Braut war die „Dengglas Scholastika", ein siebenjähriges Mädchen aus gutem Hause. Sein gewesener Professor auf der „Hochwißanstalt" zu Pfunds, Georg Lechleitner, hielt ihm die Primizpredigt. Man muß eine „nuie Mösse" in Lengenfeld, oder überhaupt in Tirol, gesehen haben, um sich von der dabei befindlichen Festivität einen Begriff machen zu können. Da wird nichts gespart, die Feier zu erhöhen. Die Mädchen in Kränzen, die „Bueben" mit Büscheln, die Alten im Feierkleide, die Kirche im festlichsten Schmucke, Glocken und Pöller ohne Rast und Ruh. Zur größten Freude Christians lebten noch die Eltern. Als sie während der Primiz aus der Hand ihres Sohnes die hl. Kommunion empfingen, da perlten über die gealterten Wangen Muchens, des Vaters, und der Mutter Rosa die hellen Thränen herab. Das hat der Frühmesser gar oft erzählt und wurden ihm auch dabei die Augen naß. —

Wenn es in Tirol lustig oder feierlich hergehen soll, so müssen die Stutzen dazu krachen; das ist ein alter Brauch. Die jungen Brautpaare geben etliche Wochen nach der Vermählung das „Hochzeitschießen", und die Primizianten das „Primizschießen." So gab auch der neugeweihte Herr Falkner, der wie viele andere Geistliche selbst Schütze war, seinen Niedertheiern ein Scheibenschießen. Dabei dingte sich der Bestgeber aus, daß dießmal jener Schuß, der am äußersten Rande der Scheibe stecken werde, das Leggeld erhalten sollte. Und der Glückliche war — der Bestgeber selbst. Auch in spätern Jahren ließ Falkner auf manchem Stande seine Büchse knallen. Erst durch's hohe Alter und das Brixnerische Verbot kam er davon ab. Doch hörte er noch immer gerne schnellen und fand sich noch im höchsten Alter als Zuschauer auf den Schießständen ein. Die Ansichten des Frühmessers in Bezug auf die Betheiligung am Nationalvergnügen des Scheibenschießens waren sehr praktisch. Als im Jahre 1846 — wohlgemerkt, es spricht immer der Herr Theologieprofessor

Dr. J. Schöpf selbst — als im Jahre 1846 das Schützenwesen in Tirol wieder aufblühte und eigene k. k. Schießstände errichtet wurden, zeigten sich einige etwas mürrische Geistliche der Sache abgeneigt. Andere griffen zu und ließen sich unter die Schützen einzeichnen. — Falkner meinte, das sei nicht schlecht; vor Alters habe es in Tirol wenige Geistliche gegeben, die nicht auf die Scheibe gepulvert; durch die Betheiligung des Geistlichen bekomme die Sache auf dem Lande ein erhöhtes Ansehen und werden manche Unordnungen an Sonn- und Festtagen ferne gehalten, auch könne er füglich sagen: die Schützen haben ihm noch nie Verdruß gemacht. —

Von Lengenfeld mußte Falkner noch auf ein Jahr nach Brixen zurück und dann wurde er nach Perwang versetzt hinaus über den Fern. Von diesem Posten kam er nach Pfaffenhofen, und von da aus wurde er auf den Frühmesserposten in Lengenfeld beschieden, wo er am längsten und am meisten gearbeitet im Dienste des Herrn, und wo er nach St. Pauli Beispiel Allen Alles geworden. Insofern aber war sein Wirken etwas einförmig, als es sich täglich in der nämlichen rastlosen Geschäftigkeit und nach den verschiedensten Seiten hin offenbarte. Darum haben sich auch die Leute, bei denen über Falkner Nachfrage geschehen, nur wenig gemerkt, „weil er gar so viel gethan hat."

Als Priester war Falkner nicht bloß „untadelig", sondern in der That musterhaft. Ein Mann des Gebetes fand er sich an jedem Morgen in der Kirche vor dem Allerheiligsten ein und verrichtete mit großer Andacht sein Breviergebet, das er in keinem Falle, selbst nicht an den mühevollsten Tagen unterließ. Die hl. Messe las er langsam und mit großem Eifer. „Die Leute," sagte er, „haben wohl derweil, bei unserm Herrn ein wenig zu bleiben, der sich so oft Zeit nimmt, zu ihnen vom Himmel zu kommen." — Im Beichthören war Christian unermüdlich und hatte auch bei Geistlichen und Weltlichen großes Vertrauen, weil er sich in anderer Leute Dinge, die ihn nichts angingen, wenig einmischte. Einmal sagte er: „Wenn ich vor der Himmelthür stünde und würde mich ein Mensch um's Beichthören bitten, so würde ich noch zuerst ihm die Beichte abnehmen, und dann erst in den Himmel eingehen." — Auch auf's Predigen hat sich Falkner fleißig verlegt und es gut verstanden. Die Oetzthaler, wie überhaupt die Tiroler, halten in der Regel viel auf ein kräftiges Wort. Wenn der Geistliche recht donnert, dann gefällt's den Leuten, und der Oetzthaler Bauer äußert sich hintendrein: „Heut hot ahr wieder a mol oacha geklocket." In seinen alten Tagen war Falkner mit den Worten nicht mehr gar wählerisch, brachte derbe Ausdrücke auf die Kanzel und gab seinen Predigten vorherrschend eine drastische Richtung. Besonders gern zog er gegen die Hoffart zu Felde, insbesondere gegen die Eitelkeit in der Kleidung, gegen welche er eine heftige, fast an Idiosynkrasie gränzende Abneigung hatte. Denn in ihm lag auch nicht ein Funke der Gefallsucht durch eitle Kleidung, so daß er von sich sagen konnte: „Zwei Dinge hab ich nie gelernt — hoffärtig sein und

falsch sein." Die neu aufgekommenen Haarkämme schalt er „höllische Kroten" und die Halsketten „höllische Schlangen". Den Dirnen mit bunten Halstüchern pflegte er am Schluß des Gottesdienstes immer eine tüchtige Portion Weihwasser „zuzuwichsen". Was aber einem derartigen, selbst bestgemeinten Eifer gewöhnlich begegnet — man nahm's zwar dem Frühmesser nicht übel, ließ ihn in diesem Punkt brav donnern und beruhigte sich mit dem Spruch: „Es hot's lai der Frühmösser gsöt!" Aber ein wackerer Bauer sagte einmal: „Zuerst lacht man den Frühmesser aus und verspottet ihn; wenn's aber an's Lebensend geht, dann heißt es: holt mir den Frühmesser!" — Allein Falkners Eifer im Krankenbesuch war auch unbeschreiblich. Die Leute sagten oft, sie hätten sich nicht getraut, ihn so oft zu den Kranken zu rufen, als er selbst gegangen ist. —

Christian Falkner war aber nicht bloß unter dem Namen des „Frühmessers" weitum bekannt, sondern er war als „Lengenfelder Natte" fast noch mehr berühmt. „Natte" heißt soviel als Vater und dieser Name wurde ihm beigelegt wegen der vielen Knaben und Jünglinge, die er vorbereitet und zum Studiren gebracht hatte. Der von ihm Vorbereiteten zählt man beiläufig s e c h z i g, wovon 34 Priester geworden sind und der „letzte Bua" am 5. August 1857 in Lengenfeld primizirte. Falkner besaß eine eigene Gabe, die Fähigen und Brauchbaren aus der Schuljugend herauszufinden. Nach dem Spruch: „der Aepfel fällt nicht weit vom Stamme" sah der Frühmesser bei seiner Wahl vorzüglich auf die Eltern, weßhalb er nie ein uneheliches Kind zur Vorbereitung annahm. Die Vorbereitung selbst bezog sich größtentheils auf's Latein. Die Zöglinge mußten **lima** dekliniren, dann **sum, es, est** conjugiren, worauf alsogleich zum Argumentmachen und Uebersetzen vorgegangen wurde. Die Kleinen wurden den ganzen Tag zur Arbeit angehalten und Christian führte über sie, so weit möglich, strenge Aufsicht, wodurch jedoch manche „jugendliche Lumperei" nicht gehindert werden konnte. War solche zufällig aufgekommen, so hieß es auf den Weg hinausknien, oder es gab Fasten in Verbindung mit ein paar „Tacheln" und tüchtigen „Rottlern".

Im Oetzthal ist das Dutzen etwas Gewöhnliches. Selbst Kinder sagen zu den Eltern Du, was übrigens dem kindlichen Respekt keinen Eintrag thut. Aber in der Stadt durften Falkners Zöglinge Niemanden mit Du anreden. Um sie also an das „Ihreznen" zu gewöhnen, mußte täglich ein anderer den Städter vorstellen, den alle Uebrigen per „Sie" anzureden hatten. Wurde dann etwa über dem simplen Bauernbüblein der neugebackene Tagesherr vergessen, so gab es gelegentlich detto ein paar Tachteln. — Damit aber diese „Herrlein" im Lodenröcklein nicht stolz würden, machte sie der Magister oft aufmerksam, daß sie dermaleinst von den Gymnasial-Professoren in der Stadt nie anders als mit Du, Er und Man werden angesprochen werden — eine Sitte, die bis auf die neuere Zeit in den untern Klassen gewöhnlich war und

von der nur bei einem Gräfchen oder Freiherrlein eine Ausnahme gemacht wurde. Durch solches Vorbereiten seiner Buben für städtische Manier verdiente sich Falkner den Titel eines „Höflichkeits-Professors" oder „Höflichkeits-Doktors."

Die Vorbereitung zur „Studi" ist aber noch nicht Alles; wenn das arme Büblein in die Stadt kommt, heißt es sorgen für seine Unterkunft. Bei seinen „Buebnen" übernahm den größten Theil dieses Trachtens der „Natte" selbst. Gegen Anfang des Schuljahres ging er mit seinen vorunterrichteten Studenten zur Stadt, entweder nach Innsbruck, Brixen oder Hall. Mit seinen armen „Buebnen" ging der „Natte" — nach Begrüßung der Herren Professoren — in der Stadt herum „die Kosten zu bitten", oder da und dort ein kleines Monatgeld aufzutreiben. Dabei schärfte er den „Zagglarlen" ein: „Arm sein ist keine Schande; seid nur recht brav, dann gereicht euch die Armuth zur Ehre!" Wenn die städtischen Unterstützungen nicht ausreichten, half „Natte" selbst nach aus eigenem Beutel. Auch in spätern Studienjahren zog sich der „Natte" von seinen „Buebnen" nicht zurück. Von Zeit zu Zeit ließ er Mahnbriefe an sie ergehen, worin er vorzugsweise vor bösen Kameradschaften warnte und an einen „auferbaulichen Wandel" gemahnte. Hatte sich ein „Bua" etwas weiter verirrt, war aber wiederum auf den rechten Weg umgekehrt, dann trug ihm der „Natte" nichts nach. —

Die „Buebnen" liebten ihren „Natte" aber auch unendlich und waren ihm dankbar, so lange er lebte. Als der gute Alte im Jahr 1847 seine Sekundiz feierte, da kamen die ehemaligen Schüler von weit und breit herbei, sich mit ihrem Natte am Altare des Herrn zu erfreuen. Wie strahlte doch an jenem Tage das Antlitz des ehrwürdigen Jubelgreises am selben Tische des Herrn, auf dem er vor fünfzig Jahren als neugeweihter Priester zum erstenmale geopfert hatte; und wie perlten aus dem müden Greisenauge Thränen heiliger Freude, als der Prediger von der Kanzel herab auf die vielen Priester zeigte, die der schlichte Gottesmann zum Studiren gebracht und die nunmehr ihren „Natte" gerührt umstanden! Da mag er wohl leise gebetet haben: „Nunc dimittis servum tuum in pace!" —

Das Herannahen seines zeitlichen Endes hat der Frühmesser — wie man mit Bestimmtheit weiß — geahnt, ja es ging ihm auch vor, daß er eines plötzlichen Todes sterben werde; „denn aus meiner Familie," sagte er, „sind gar viele eines plötzlichen Todes gestorben." Zu Ende des Frühlings äußerte er sich einmal zum alten Chirurgen Gritsch, der ihn zu rasiren pflegte: „Nun, Bader, brauchst du mich nicht mehr zu rasiren, ich lebe nicht mehr lang." — Richtig war es zum letzten Male; denn acht Tage darauf war er eine Leiche. Am weißen Sonntage ging er um 4 Uhr Morgens in den Beichtstuhl, hierauf las er die hl. Messe, Nachmittags betete er dem Volke mit lauter Stimme den Kreuzweg vor, und Tags darauf um 5 Uhr Früh wurde er von seiner

Nichte todt gefunden. Mit Ausnahme des nunmehr in Gott ruhenden Bischofes Bernard war Falkner der älteste Priester der Diözese Brixen. Das war das Leben und segenreiche Wirken des 91jährigen Höflichkeitsprofessors Christian Falkner. Da er so weitum bekannt und so viel genannt ist im Oetzthal, werden die Leser doch nicht böse sein, daß wir ihnen so viel erzählt haben von diesem Manne.

Wir wollen uns nun auf den Weg machen thaleinwärts. Nur ein wenig inner dem Dorfe Lengenfeld möge der Leser noch so gefällig sein, ein bißchen zu rasten und zuzuhorchen, derweil wir mit einem Jäger, der des Weges kommt, uns unterhalten. Wir befragen ihn um seine Jagdabenteuer, worauf er so manches erzählt von kühnem Wagen, von glücklich überstandenen Gefahren, von Alpengeistern u. dgl. Und dazu verdanken wir ihm auch eine Belehrung, die alles Dankes werth ist. Wir kommen nämlich auf den Putz zu sprechen, der draußen bei Umhausen auf einem „Leger" des Lairschthales wirthschaften soll, und von dem wir bereits erzählt haben. Da erfahren wir, daß man allerdings von manchem Spuck erzählt, der sich auf jener Alm soll begeben haben, daß aber „Jörglas Peter" damit durchaus nicht in Verbindung zu bringen sei. Ja vielmehr müsse man denselben als einen Ehrenmann rühmen, der noch allenthalben im besten Andenken stehe; und was von der Unterredung des alten Jägers Triendl aus Gurgl erzählt werde, sei nur die Dichtung eines Spaßvogels. Wir sind zwar herzlich froh, dieß Alles noch nachträglich zu erfahren, um die Sache berichtigen und ein Unrecht gegen einen geachteten Mann und dessen Angehörige gut machen zu können. Aber doch beschleicht uns ein milder Aerger, daß man bei Sagensammlungen so leicht kann angelogen werden. Die Sagenforscher mögen sich das hinter die Ohren schreiben und den guten Vorsatz fassen, eher zwanzigmal herumzufragen, bis sie eine Volkssage als echt in ihr Ränzlein aufnehmen können. Das Gleiche ist der Fall mit den Namen von Bergspitzen. Doch nun genug davon — auf nach Sölden!

Weiter gehend kommen wir an der Badeanstalt vorüber — Schwefelquellen am Fuße einer Felsenwand, worauf die Höfe Burgstall liegen. Ein Kapellchen am Weg fehlt auch nicht, wie wir schon mehrere bei den Häusergruppen zu Lengenfeld gesehen haben, wo die Nachbarsleute an Feierabenden zum hl. Rosenkranz zusammen kommen. Ist ein gar ehrwürdiger patriarchalischer Brauch; mögen die braven Lengenfelder und Oetzthaler beim alten Gott und der alten Thalkleidung verbleiben, das ehrt sie mehr als modernes Wesen. Sind ja die Oetzthaler die unermüdetsten Arbeiter, der karge Boden macht, daß sie Tag und Nacht rüstig schaffen müssen, für den Schlaf bleiben einer ärmern Bäuerin kaum 3 bis 4 Stunden übrig; man sieht das gar deutlich an den gebräunten verwitterten Gesichtern und dem rauhen Aeußern, das aber nicht selten Goldherzen umschließt.

In einem kleinen Viertelstündchen inner Lengenfeld wird rechts oben am Gebirgskamm zwischen dem „breiten" und „kahlen Kogel" die hohe Geige sichtbar nebst dem daran sich lagernden prächtigen Ferner, der zwischen Oetz- und Pitzthal vom Urstock des großen Oetzthaler Fernersystems herüber steigt. Mit der hohen Geige ist ein neckisches Sprüchlein in Verbindung. Die Lengenfelder pflegen nämlich zu prahlen: daß ein mittelstarker Lengenfelder alle ehrlichen Hubner auf „d' hoachi Geige buglkrarn" (d. h. auf dem Rücken) hinauf tragen könne. Aber die Hubener stecken solchen Schimpf nicht ruhig in die Tasche, sondern geben den Lengenfeldern zur Antwort: das wäre schon möglich, wenn der Mittelstarke selbst ein ehrlicher Lengenfelder wäre; doch bis jetzt sei — sonderbarer Weise — noch kein einziger Hubner hinaufgetragen worden, weil in Lengenfeld eben kein passender Träger zu finden gewesen.

Man verweilt gerne eine Weile beim Anblick dieses großen Ferners, der hohen Geige, und läßt seine Gedanken hineinschweifen in die lange Fernerkette, welche oben vom großen Gebirgsstocke viele Meilen lang nach dem verwandten Norden streng gerichtet auf dem Bergrücken zwischen Pitz- und Oetzthal vorwärts schreitet und hin und hin, hüben und drüben, zu Thal hängt.

Man ergötzt sich nebstbei noch an zwei, wie Silberfäden von oben niederrieselnden Bächen, welche, ehe sie in die Oetzthaler Ache laufen, lustig Mühlen treiben und Gottsgut bewässern. Es wäre hier Gelegenheit über dieses Oertlein dem freundlichen Leser wieder eine schöne Sage zu erzählen; allein wir würden uns mit solchen Dingen zu lang aufhalten und am Ende gar noch in den Ruf der Geschwätzigkeit gerathen; deßhalb verweisen wir einfach auf die „Mythen und Sagen Tirols von J. Ritter v. Alpenburg" Seite 153 und setzen unsern Fuß wieder weiter.

Was in Huben, kaum ½ Stunde von Lengenfeld entfernt, den Wanderer zuerst begrüßt, ist die Kirche auf grüner Wiese — aber oben ist die hohe Geige mit dem Ferner verschwunden, sie wird durch den „hahlen Kopf" verdeckt, der von dieser Seite als herrlicher Pyramidenkegel auf dem Bergkamm steht, so schön und zierlich, als wäre er künstlich gemeißelt worden. Das erwähnte Kirchlein auf dem grünen Plan ist zwar sehr einfach, aber das Hochaltarbild des Kirchenpatrons, der hl. Martin hoch zu Pferd mit dem glitzernden Schwerte seinen rothen Mantel zerhauend, um damit einen nackten Armen zu bekleiden, ist angenehm anzuschauen und mahnt rührend an die christliche Nächstenliebe. Der Name des Malers ist unbekannt. Die zwei Seitenaltarbilder, „Herz Jesu" und „Herz Mariä", sind vom Maler zu Oetz, Baderl genannt, hübsch ausgeführt. Derselbe lebt noch und arbeitet immer fleißig an Kirchenbildern und andern Darstellungen. Was in diesem Kirchlein jedoch das sehenswertheste ist, sind die Freskogemälde, von denen besonders die schmerzhafte Gottesmutter von Kennern belobt wird. Sie wurde vom Maler Wittmer zu Imst ausgeführt, vom nämlichen Künstler, welcher im Stifte Fiecht im Unterinnthal

im Betchore, wo die Nißl'schen Kunstwerke aufgestellt sind, die Fresken malte. — Der Weg führt vom Kirchlein fort durch das Dorf Huben in einem Halbkreise links zum Berg gegen die enge Thalöffnung „Winkel", die man nicht bemerken kann, so daß man meint, Huben sei vom hintern Thal ganz abgesperrt.

Fußreisende, welche von Lengenfeld aus sich wenigstens eine gute Viertelstunde Weges ersparen wollen, können zur Thalenge „Winkl" auf einem bequemen Wiesenpfad gelangen, ohne nach Huben zu gehen und ohne den Bogen zu beschreiben. Am halben Weg, fast ¼ Stunde inner Lengenfeld, steht an der Straße ein Marterl, worauf geschrieben ist: „Allhier an diesem Ort ist die Jungfrau Colesa Santerin von Kurzlehen durch einen Fall auf dem Eise eines gähen Todes gestorben. 22 Jahre alt, den 19. Jänner 1829". Bei diesem Marterl nun geht der in Rede stehende Weg links hinein dem Thalbergzuge nach; Huben bleibt rechts liegen. Man wandert in ziemlich gerader Linie hinauf gegen Winkel, wo der Thalbach schrecklich brausend hervorquillt, und einstmals denselben Weg hinabströmte, den wir eben heraufgekommen; es lag also Huben in frühern Zeiten am linken Bachufer, während es dermalen am rechten sich befindet.

Vor Winkel besehen wir uns die großen Dämme, Holzarchen und sonstige Vorkehrungen, welche nöthig sind, damit das wilde Wasser nicht Dumpen überschwemme, weil der Bach um viel höher läuft, als der Thalboden liegt. Und das kommt davon her, weil die Ache, sobald sie über das Eck aus Winkel herauskommt, fast in einem spitzigen Winkel (daher der Name) über das Thal sich wendet, wodurch aller Schoder, Gerölle und Steine liegen bleiben muß. Um späteres Unglück zu verhindern, müßten Vorkehrungen getroffen werden, daß das alte Rinnsal gerade hinab von Winkel gegen Burgstall zu wieder hergestellt würde.

Nun wandern wir wieder vorwärts, es wird enge und drückend, grauenvoll stürmt die Ache durch die Schlucht voll Gerölle und Steintrümmer, welche am Fuße sich lagern oder fallbereit oben an den Abhängen kleben, welche theilweise von Lawinen kahl geschoren und alle Fernsicht verhindernd dem Wanderer eine trostlose Oede zeigen. Wir steigen aber wacker durch die eng aneinander gerückten Gebirgsmassen, wo an manchen Orten kaum dem Thalpfad und der furchtbar tobenden Ache daneben Raum gestattet ist, und betreten das „Luachwaldele" mit dem „Luachwaldelehof". Dieser Hof mahnt wieder an die Oetzthaler Unglücke; man erreicht ihn in ¼ Stunde von Huben aus. Vor sechs Jahren wurde dieser Hof von einer Steinmurre bedrohlich heimgesucht, wie man noch jetzt die traurigen Spuren davon sehen kann. Aber die Besitzer fürchten sich nicht, sie stehen in Gottes Hand, sagen sie. Der Hof gehört dem alten 80jährigen „Ottmar Franz", der eigentlich Franz Wilhelm heißt und Bauer, Korb-, Kraxen- und Bergschlittenmacher in einer Person ist.

An dieser Stelle darf auch nicht unterlassen werden auf den „Luachbrunn" aufmerksam gemacht zu werden, der am Wege im „Luachwaldele" sein kühles Wasser ausströmt. Eigentlich ist dieser Brunnen ein durch das Feld herüberströmendes Wasser, welches an der Straße in einem Trögl zum Roßtränken aufgefangen wird, woraus aber auch die Leute trinken, indem es sehr rein ist und auch gesund sein soll. Vom Luachwaldele wissen die alten Thalbewohner gar viel Geisterspuck zu erzählen; bald waren es Irrlichter, bald dunkle Gestalten, welche die nächtlichen Wanderer verscheuchten, oder „es ließ sie nicht vorbei". Der genannte Brunnen war vorzugsweise der erkiesene Ort nächtlichen Spuckes. Vor Alters war es um viel ärger, erzählten einmal zwei Männer, die zu unserm Herrn im Elend hinein wallfahrteten, in neuerer Zeit habe sich aber selten etwas „Ungleichs" zugetragen; oder man habe es verschwiegen, weil man gar oft ausgelacht worden sei. Doch seit 1857 sei es ganz ruhig geworden und es scheine nun für immer Frieden zu sein, weil ein braver Mensch wie ein Opfer dieser Gespenster gefallen sei und sie gesühnt habe. Der Knecht Joseph Kößler, von Burgstall gebürtig, war beim Lengenfelder Wirth in Dienst und wurde beauftragt, von Sölden heraus Kälber zu führen. Das kann man wohl thun mit einem kleinen Alpenwagerl. Es war just acht Tage nach dem hohen Frauentag im Jahr 1857. Der Knecht fuhr sehr ungern einwärts, es war ihm wie bei einer „Vorweilung" zu Muthe, doch folgte er dem wiederholten Gebot seines Herrn. Wie er aber mit dem mit Kälbern beladenen Wägelchen rückkehrend in's Bereich des Luachbrunnens kam, da muß ihm was „Ungleichs" zugestoßen sein, denn das Pferd kam mit dem leeren Wagerl im Luachwaldele außen an, aber der Knecht war nicht dabei. Man suchte und suchte und fand ihn endlich unten beim Wasser liegen, nicht im geringsten beschädigt — aber maustodt. Da kam zufällig der geistliche Herr Kurat Anton von Huben dazu, der ihm gern die Seele ausgesegnet hätte, aber der arme Knecht war nicht mehr zum Leben zu bringen, und wird es der liebe Gott wissen, warum er solches zugelassen. — Weil der Knecht just inner dem „Luachbrunn" verunglückte, wo es ebenso verrufen, wie beim Brunnen selbst ist, ließen es sich viele Leute nicht ausreden, daß er ein Opfer für die Geisterwelt, als ein Versöhnopfer gestorben sei. Also die neueste Sage!

Nach dem Luachwaldelehof, auch einfach Luachhof genannt, beginnt eigentlich „Winkl"; einige Höfe daselbst heißen darum die „Winklhöfe". Winkl ist ein schluchtenreiches, enges, fast stundenlanges Thal voll breiter Murren, hoher Schutthalden, finsterer Waldwildnisse, schäumender Bäche und Wasserfälle. Man steigt über versandete Pfade, man sieht durch Fluthen übersandete und gebrochene Häuser — eines steht auf dem Grabe zweier andern. Es ist eine Ortschaft der Wildniß, des Grauens und des Fluches und unendlich erheiternd glänzt neben solchen furchtbaren Scenen zu dem Wanderer von Ferne aus Tannengrün eine schöne weiße Waldkapelle hervor, welche man in diese schreck-

liche Gegend gebaut hat, wo das ganze Thal einst ein blühender Wiesengrund war, und jetzt nichts, als Stein, Geröll und Sand zu sehen ist, wo die Ache täglich ein anderes Rinnsal durchbohrt — alles das Werk des wilden Gewässers.

Wir nähern uns der herrlichen Waldkapelle, die rechts am Wege steht und auf welche vom blauen Himmel klares Sonnenlicht niedersinkt und auch der unbändige Bergkoloß, der „Soldingkogel", gar ernsthaft herabschaut.

Am Pfade, so öde er auch bisher anzusehen war, kürzt sich dennoch die Zeit bei Betrachtung der siegenden Ache, welche in der sandigen Thalsohle in ungeheuren Schlangenwindungen durch Geröll und Steine eilt, ewig beweglich, bald rauschend und heulend, bald beengt und still, hier den Boden überschüttend, dort durchbohrend und untergrabend, um sich eine neue Bahn anzulegen. Es ist eine große Wasserschlange — ein wahres Zerstörungs-Perpetuummobile. Daß Marterln auch hier nicht fehlen, braucht wohl nicht angemerkt zu werden. Es sind das die Ausrufungszeichen über Noth und Unglück, die uns überallhin begleiten im Oetzthal. — Daß es von Huben zum Luachwaldhof etwa ¼ Stunde ist, wurde schon bemerkt, daß man vom Luachhof zur Kapelle wieder ¼ Stunde braucht, soll hier beigefügt werden. Also ist's von Huben hieher ½ Stunde.

Diese Kapelle wird von den Oetzthalern als mirakulöses Wallfahrtskirchlein in hohen Ehren gehalten. Ein uraltes **Ecce homo** Bild steht am Altar. Es ist aus Holz geschnitzt und pflegen sich besonders die Weiber in Kindsanliegen dabei Trost zu holen. In neuester Zeit haben auch die losungspflichtigen „Buben" hieher ihre Zuflucht genommen; und wie man sich erzählt, ist einmal Einer auf wunderbare Weise frei geworden. Aus N i e d e r t h e i war der Sohn vom Leiterbauern vor wenigen Jahren in's loosungspflichtige Alter gekommen. Er war den Eltern eine gute Stütze und es kam tiefe Trauer in die Familie. Da beschlossen Vater, Mutter und Sohn, Johann mit Namen, eine Wallfahrt zu unserm Herrn im Elend in dieser Kapelle und beteten voll Vertrauen um Hilfe und Rettung. Bei der Losung zog dann der Bursch eine Reservenummer und der Vormann desselben war bei der Voruntersuchung „ausgeworfen", d. h. für unbrauchbar erklärt worden; nur von der Superassentirung hing es noch ab, ob der Mann dennoch etwa tauglich befunden werde, und somit war für Johann's Eltern ein neuer Kummer erwachsen. Sie wallfahrteten also während dieser Zeit nochmals zu unserm Herrn im Elend und legten ihr Anliegen in seine Hände. Und siehe da! — der Vormann wurde bei der Superassentirung als tauglich befunden und der Niedertheier war frei. Nun geschah noch eine Wallfahrt zu dieser Kapelle, um zu danken, und im Thale wurde der Vorfall erzählt und dem Herrn die Ehre gegeben. —

Das Kapellchen ist im Innern reinlich und sauber gehalten und mit den geweihten Stationen, Votivbildern und drei Krücken verziert, ein Zeugniß, daß

das lebhafte Gottvertrauen hier nicht zu Schanden geworden. Von außen steht ober der Thüre die Aufschrift:

„O ihr alle, die ihr auf dem Wege
vorüber geht, sehet ob irgend ein
Schmerz dem meinigen gleiche.“

(Klagelied I.)

Von dieser Kapelle gelangt man in einer kleinen Viertelstunde wiederum über eine Brücke (die 7te) auf das linke Ufer der Ache. Der Pfad führt nun aufwärts durch grüne Bäume und in einigen Minuten stehen wir neuerdings vor einer Kapelle; sie ist der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht, die sieben schneidende Schwerter in der Brust und den blassen Leichnam ihres heißgeliebten Sohnes auf ihrem Schooße hat.

Vor der Kapelle am Gitter ist ein ledernes Säcklein angebracht, in welchem kleine steife Oktavblätter stecken, 21 Stücke an der Zahl. Es sind das lauter fromme Gebete und Vorsätze; die Aufschriften der verschiedenen Blätter sind die vier letzten Dinge, nämlich Tod, letztes Gericht, Himmelreich und Hölle. Die vorübergehenden Thalleute pflegen stehen zu bleiben, und eins, oder drei, oder sieben solcher Gebetlein herauszuziehen und sie zu beten. Aber blindlings, ohne Wahl muß gezogen werden und dann muß man die Blätter fleißig zurückstellen: wer eins entwendet, der ladet sich, nach der Meinung der Leute, eine schwere Sünde auf das Gewissen. Was gezogen wird, ob Tod oder Gericht, ob Hölle oder Himmel, das betrachten manche als einen Wink von Oben; ein Mann aus Sölden, der dreimal im Vorbeigehn die Hölle zog, sei hernach fast ein heiligmäßiger Mann geworden, so sehr nahm er sich das zu Sinne, lenkte in den rechten Pfad der Tugend ein, nachdem er vorher ein „unguteѕ Früchtl“ gewesen. Uebrigens sind diese geistlichen Ziehkarten sehr tröstlich und lehrreich. Vor ein paar Jahren kehrte ein Oetzthalbeschauer an dieser Kapelle zu, legte seinen Ranzen weg, trocknete den Schweiß von der Stirne und schaute dann die „geistlichen Karten“ an. Solange er die Blättchen in den Händen hielt, schaute ein graues Männchen, das auch an der Kapelle war, in einem fort mit lauerndem Blicke auf ihn hinüber. Aber nachdem er alles wieder an Ort und Stelle gethan hatte, wurde der Alte freundlich und gesprächig und sagte, daß oft die Leute sich den bösen Spaß machen, in Kapellen dieß oder jenes mitzunehmen, und das sei ein sündhafter Frevel. Dann erzählte er allerlei Geschichtlein, wie Leute, die an Bildern sich böswöllig vergriffen, oft augenscheinlich seien gestraft worden. „Das“, sagte er unter anderm, „kann man draußen sehen außer Lengenfeld, im Lerchenwaldele bei Dorf. Dort liegt ein Stein, und in dem sind noch ganz deutlich Fußspuren bemerkbar. Den Eindruck des einen Fußes kann man freilich nicht mehr gar deutlich ausnehmen, es sind bloß noch die 5 Zehen sichtlich. Aber der andere Fußstapfen ist noch heutiges Tages etwa 2 Zoll tief und sehr

deutlich. Das kommt auch von einem Bilderfrevel her. Es kam einmal ein Geißhirt aus Dorf desselbigen Weges und fing an furchtbar zu fluchen, weil ihm die Geiße nicht nach seinem Willen thaten, und dann riß er ein Muttergottesbild, das dort aufgerichtet war, herab und schleuderte es weit von sich. Das Bild war gleich wieder am alten Platz, doch dieß Wunder brachte den entarteten Buben noch nicht zur Besinnung. Er schleuderte das Bild mit neuem Ingrimm hinab gegen einen Felsen. Da packte ihn jedoch plötzlich eine Furcht und es wurde ihm gar trüb und düster zu Sinn. Und er sank langsam in die Erde, und wo er auch hinstand, wollte ihn der Boden nimmer tragen. Da flüchtete er sich auf einen Stein in der Nähe, aber auch in diesen sank er ein, als wär' es Butter. Da bemerkte er, daß das Bild wieder an seinem Platze war, er that der Mutter Gottes aufrichtige Abbitte und empfand tiefe Reue, und der Boden unter seinen Füßen war wieder fest. Er beweinte diesen Frevel sein Lebenlang und wurde ein braver Mensch. Heutiges Tags befindet sich das Muttergottesbild nicht mehr daselbst, sondern eins des hl. Oswald, zu dem die Schulkinder im Sommer oft hinaus wallfahrten."

Von der Kapelle senkt sich der Pfad und gewährt einen gar schönen Anblick nach Vorwärts in's Thal auf einen Bergriesen, welcher als Pyramide auftaucht und mit Eismänteln behangen ist. Das ist der herrliche „Nörderkogel", welcher weit hinten bei Zwieselstein steht und als äußerster Vorsprung zwischen dem Gurgl- und Fenderthal dieselben scheidet und an dessen Fuß man in benannte Thäler hineinwandert. Doch bald verschwindet des „Nörderkogls" Pracht und Glanz, sobald man zum Bach hinabkommt, und abermals lenkt der Weg aufwärts zur Höhe, wo am Weg ein ganz eigenthümliches, fast neues Kruzifix mit sonderbaren Zeichen steht. Von hier fort etwa noch einen Büchsenschuß weit muß man eine Brücke passiren — die 8te — um auf's rechte Ufer zu gelangen, wo sich der imposante „Nörderkogl" mit noch ausgedehntern, silberlichten Fernern präsentirt. Mit jedem Schritte vergrößert sich mehr rechts der „Stockferner" und der Wanderer ruft wohl aus voller Seele: O du hochherrliche Fernernatur!! . . . Wenn die helle Sonne auf diese Eisgefilde scheint, wird uns erst das Schöpfungswort klar, das Schöpfungswort: Es werde Licht! Und diese Begeisterung läßt uns auch den elenden Schoderpfad über Steintrümmer vergessen, der die Füße martert, aber zum Glück nur eine kurze Strecke dauert. Da rieseln zur Zierde der Landschaft links von der Berge ungeheuer hohen und steilen Abdachungen glänzende Wässerlein nieder, wie helle Perlenschnüre. „Weiße Rosenkranzkügelein" hat sie einmal ein Oetzthaler Bauer genannt und sein Vergleich war ganz treffend. Das rechtseitige Thalgelände hingegen ist mit Bergwiesen und „Billern" (kleinen Heustädeln) wie mit lieben Krippenhäuschen geziert; und zur Zeit des Heuens tönen wohl manchmal auch muntere Hallos als Gruß von den fleistigen Mähern zu Thale. Nun ist noch eine gewaltige Steinmurre zu überschreiten,

welche der „Wüthebach", der von den Stubeifernern herniederkommt, mit sich führte. Dieser Bach ist einer der gefährlichsten Zerstörer, weil er sogar zu Zeiten kommt, wo man ihn gar nicht erwartet — ohne Regen und Wetter! Sonst klein und unscheinbar kommt er auf einmal donnernd und polternd daher, daß es ein Grausen ist zuzuschauen. Und merkwürdiger Weise ist dieß zwischen Peter und Pauli und Jakobi gewöhnlich der Fall. Das machte viele schon nachdenken! Als vor 30 Jahren der Wüthebach um Jakobi den Oetzbach absperrte, war gerade ein Scheibenschießen in Sölden; die Schützen von Umhausen konnten nicht hereinkommen und mußten weit über die Gebirge auf Umwegen dahin gelangen. Von seiner unbändigen Natur hat dieser Bach seinen Namen „Wüthebach" erhalten. Es genügt, diese aufgeschütteten Murren und Steine zu sehen, um einen Begriff von der Wuth des bösen zerstörungssüchtigen Elementes in den Bergen zu bekommen, nämlich von der Wuth der tirolischen Wildwasser. Dieser Bach kam auch 1857 mit seinen Steinverwüstungen just am Annatage den 8. Juli herab und überdeckte Land und Straße so hoch, daß die Leute lange Zeit mit der Herstellung beschäftigt waren. Man sagt diesem Wütherich von einem Bache auch nach, daß er einmal die Oetzthaler Ache so abgesperrt habe, daß er weit gegen Sölden hinauf als See angeschwellt wurde, was man auf dem Wege nach Sölden bei der Kapelle am Wege sehen kann.

Im Fürbaßschreiten erblicken wir auf den Wiesen links etliche Höfe, welche bereits nach Sölden gehören, und wandern über eine Brücke (die 9te) auf das linke Thalufer und bald darnach heißt es über einen Murrbach schreiten, der von den Bergen zwischen Oetzthal und Pitzthal herabrinnt, und zeitweise, wenn er wüthet, Steine in die Aecker und Wiesen trägt und den Boden überschüttet. Dieser wüste Geselle heißt der „Heimbach"; dieser überrascht aber nicht so meuchlerisch und hinterlistig, wie der Wüthebach, sondern er kommt nur bei lang anhaltender heißer Witterung, wenn droben Schnee und Eis stark schmelzen oder wenn ein Regenwetter lange anhält. Das ist wenigstens ein ehrlicher Zerstörer, ein offener Charakter. Mit unendlicher Herzenslust erblicken wir nun das augentröstlich gelegene Sölden, ein Dörflein, das an den grünen Berg angelehnt zur hocherhabenen Pfarrkirche emporsteigt, um welche die Häuser und Hütten gar lieblich gruppirt sind, wie die Kindlein um ihre Mutter. Die Kirche zu Maria Heimsuchung ist allerliebst schön und prächtig neu hergerichtet worden, erst im vorigen Jahr. Das glänzt alles und pranget, daß es eine Freude ist! Es ist der Mühe werth, die Benennung der Ortschaften hier zu vernehmen, weil sie andeuten, was sie einst gewesen. Am Thalboden vom Wüthebach hier liegen die Höfe Kaser, im Söldner Dialekt eigentlich Kaiser genannt, dann Schmiedhof, Rechenau; und auf der linken Thalseite, wo wir just stehen, sind die Höfe Heimbach, Leiten, am Brandl, Grünwald, Marbuit, Berghof, Reinstadel, Rettenbach. Jene Höfe, welche von

hier aus nicht zu überblicken sind und hinter Sölden am rechten Ufer des Baches stehen, werden auf der Wanderung später genannt werden.

In Sölden, wohin wir endlich gelangen, steht das eine Wirthshaus, „beim Karlinger" geheißen, dicht an der Straße und bildet den Anfang des Dorfes. Man lebt daselbst billig und bekommt genug, um sich einfach zu sättigen. Das andere Wirthshaus steht weiter oben im Dorfe. Beim ersten Wirthshaus erblickt man mehrere neue Ferner, mehr rechts, wo der Nörderberg abdacht. Diese Ferner steigen eigentlich ins Gurgelthal hinab, obgleich man hier glauben möchte, es seien Ferner von den Stubeier Eisfeldern.

Sölden ist nach Staffler eigentlich ein Sammelname, welcher der ganzen Gemeinde zukommt, die 1158 Einwohner in 214 Häusern zählt. Das Dorf mit der Seelsorgskirche und der Schule, welches der Hauptort von der Gemeinde ist, heißt streng genommen Rettenbach. Dazu gehören nur 6 Häuser und 27 Einwohner. Die Errichtung einer selbstständigen Seelsorge für Sölden fällt in's Jahr 1469, wo dem bis dahin zeitweise aushelfenden Kaplane der erste wirkliche Kurat, Jakob Ettelberg, folgte. Um's Jahr 1637 finden wir daselbst einen Chorherrn von Rettenbach, so wie in Umhausen einen Chorherrn von Pollingen angestellt, beide aus bayrischen Klöstern, eine Folge des allgemeinen Priestermangels im eigenen Lande.

In diesem Dörflein fallen einige bemalte Häuser in die Augen, und ganz besonders die frommen Zeichen und Bilder, welche ober den Hausthüren angebracht sind. Im untern Wirthshause zeigt man Einem am Fenster den Punkt, wie hoch hinauf das Wasser gegangen ist, als im Jahre 1845 der Rofner Eissee überschwemmend und verwüstend ausgebrochen ist.

Das Schützenleben wird in Sölden wieder warm und lebendig, während man sich weiter außen im Thale mit dem Stutzen dermalen nicht viel zu schaffen macht — die Leute sagen, der schlechten Zeiten halber. Hier aber ist der geistliche Herr Schöpf, als Oberschützenmeister, der Förderer dieser edlen Tirolerunterhaltung. Frommer Priester und muthiger Landesvertheidiger war Haspinger, und so sehen es die Tiroler gern! Glück auf also den Söldnern, da hört man's doch wieder recht krachen!

Auch des Fremdenführers Ferdinand Plattner, der „Platterbue" genannt, dürfen wir nicht vergessen. Er ist als einer, der mit allen Wegen und Stegen, mit allen Thälchen und Jochübergängen sehr vertraut ist, würdig, daß er den Durchwandernden auf's wärmste empfohlen werde. Er wird sich gewiß als trefflicher Wegweiser bewähren, ob wir dem Rettenbach entlang hinaufsteigen wollen auf die Rettenbacher Alm, um uns von da über den sogenannten Rettenbacher Ferner („über's Jöchle" heißen sie auch den ungeheuer hohen Uebergang — 9453 Fuß! —) nach Mandarfen und Mittelberg im Pitzthale zu begeben; oder ob wir von Sölden aus einen Abstecher machen wollen auf die herrlichen Alpen jenseits des Thalbaches, durch das Winacher-

thal in's Stubai, wo man die berühmte Schaufelspitze und den wilden Pfaffen sehen kann, weil man in der Nähe vorbeigeht.

Um auch einen Blick auf die Lebensweise der Söldner zu werfen, sei bemerkt, daß Zitherklänge und Tanzen hier ganz unbekannte Dinge sind. „Tanzn ist kindisch, tanzen thuat ma nuicht, wenn ma gscheidt ist", sagt Alt und Jung. Dafür aber sind die Leute Tag und Nacht bei der Arbeit und führen einen frommen, auferbaulichen Wandel. — Ein unsäglich gemüthlicher Oetzthaler Brauch, der in Sölden mit besonderm Eifer gepflogen wird, ist das „Engelebeten". In Tirol nennt man die Leiche eines Kindes ein „Engele". Wenn in einem Hause ein solches „Engele" ist, so kommen daselbst Abends die Nachbarn zusammen und beten 2 oder 3 Rosenkränze. Die weiblichen Verwandten des „Engeles" sind geschäftig, dasselbe recht stattlich aufzuputzen. Es wird auf dem Tische auf ein rothes Altarkissen gelegt, das man von der Kirche ausborgt; dazu ist es in die feinsten Windeln gewickelt und mit einem zierlichen Häubchen geschmückt. Auch rothe Bänderchen werden ihm aufgehaftet, Bilder und Täfelchen herumgestellt und Wachskerzen angezündet. Wenn alles fertig ist, haben die Leute eine große Freude und verwundern sich, wie jetzt das „Engele" gar so schön sei. —

Wer an historischen Alterthümern eine Freude hat, der mag die Reliquien Fridrichs mit der leeren Tasche in dem Dörflein hier anschauen und an die alte Zeit zurückdenken, wo dieser edle Ritter zu innerst im Oetzthal, auf den Rofner Höfen, ein Asyl gefunden. Der Getreidehändler von Sölden, Chrysostomus Grüner, unter dem Namen Häuseler leicht zu erfragen in seiner Wohnung vor dem Dorf draußen, ist gern bereit, den alten Harnisch, Hellebarde 2c. vorzuzeigen.

In Sölden, wie anderwärts in Tirol, gilt es für ein böses Vorzeichen, wenn beim Hochzeitsfest in der Kirche, besonders während der Kopulation, die Kerzen auf dem Altar düster brennen. Hier hat sich vor Zeiten einmal eine trübselige Geschichte zugetragen, welche in der genannten Volksansicht ihren Grund gehabt.

In einem Berghof in Gaislach, von dem nur noch die Mauern in's Thal niederschauen, denn er wurde vor einiger Zeit ein Raub der Flammen, lebte einst ein Bursche, schön und hochgewachsen, arbeitsam und folgsam, aber sehr still und wortkarg. Wenn er an schönen Sommerabenden mit andern Leuten vor der Hausthüre saß, kam oft kein Laut über seine Lippen. Er schaute voll Sehnsucht und Wehmuth hinauf gen Zwieselstein und hätte mit seinen Blicken gern die Felsen durchbohrt, die ihm die Aussicht nach einem Haus versperrten, das er gar so gern gesehen hätte. In jenem Hause wohnte ein Mädchen, das einst in ihrer Jugend unsern Burschen, da er noch ein Bube von 7 Jahren war, dadurch aus dem Wasser gerettet, daß sie ihm ihr „Fürtuch" zuwarf und ihn daran herauszog; er wäre sonst in der Ache umge-

kommen. Seither hatte der Bube zu ihr immer eine zärtliche Neigung, die sich endlich zur heißesten Liebe ausbildete. Das Mädchen aber war andern Sinnes, sie hatte einen Zwieselsteiner gern, und das machte unsern Gaislacher so unendlich schweigsam und in seinem Innern so elend. Und als er gar von der nahen Hochzeit seiner Retterin und des Zwieselsteiners hörte, rief er voll Verzweiflung: „O hätte sie mich lieber drinnen lassen im Bach, es wär' mir nützer gewesen!" — und allerlei trübe Gedanken und Bilder gingen durch seine Seele. — Am Tage der Hochzeit, die zu Sölden gefeiert wurde, stand unser Gaislacher — Leander hieß er — zu hinterst in der Kirche, blaß wie eine Mauer. Sein Blick war bald auf das Brautpaar, bald auf die Kerzen auf dem Altar gerichtet. Endlich löschte eine davon aus, bald eine zweite, das Brautpaar blickte sich verlegen an, die Leute flüsterten einander in die Ohren, aber Leander war aus der Kirche verschwunden. — Der Hochzeitschmaus glich einem Todtenmahl, so still und trübselig ging es dabei zu. Alles war verstimmt, und dem Brautpaar wollte das Erlöschen zweier Lichter auf einmal gar nicht aus dem Sinn. Ob er es gethan hätte, der Leander, wenn er hätte vorausgewußt, welch tiefes Leiden er derjenigen bereite, die er so lange im Herzen getragen? Denn der Leander hatte sich am Abend zuvor in die Kirche gestohlen und bei der Nacht zwei Kerzen durchschnitten und den Docht so gerichtet, daß sie erlöschen mußten. — Als das Brautpaar am Abend heim ging gen Zwieselstein, kam ein Bekannter des Weges und erzählte, daß sich Nachmittag der Gaislacher Leander in Verzweiflung getödtet habe — wie wollen wir nicht sagen nach der Lehre des göttlichen Heilandes: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet!" — Das junge Weib hatte von diesem Tag an keine gesunde Stunde mehr, ihr Mann wurde auch nicht mehr recht fröhlich. In kurzer Zeit trug man die Unglückliche auf den Friedhof. — —

Jetzt aber ist es Zeit, der Flur von Sölden Adieu zu sagen und unsern Wanderstab weiter zu setzen. Dabei möge der freundliche Leser einem Geschichtlein, das sich erst in allerneuester Zeit zugetragen hat, sein freundliches Ohr leihen. Die Murmelthierjagd hat für so manche Jäger etwas besonders Anziehendes und so hatte denn ein Jäger zu Sölden noch in seinen alten Tagen manchmal ein Gelüste, sich ein Murmentl herauszuschießen. Er hatte ein murmentenreiches Jagdgebiet zu seinem Eigenthum, welches sich freilich auch manchmal ein unberufener Wilddieb zu Nutzen machte, dem insbesonders die Kurzsichtigkeit des alten Jägers und Jagdbesitzers wohl zu Statten kam. Als nun einmal der gute alte Jäger wieder in's Revier der Murmenten stieg, saß bereits ein anderer auf dem besten Anstand und paßte auf das fette Murmelthier. Doch erblickte er glücklicher Weise noch frühzeitig genug den ankommenden Jäger, dessen kurzes Auge ihn noch nicht bemerkt hatte. Er machte sich also aus dem Staube und verkroch sich hinter den großen Stein, vor welchem der Bau des Murmelthiers sich befand. Der Alte nahm den Platz

des Entflohenen ein und sah unverrückten Auges nach dem Bau, um das her- vorkriechende Thier gleich „wegputzen" zu können. Der andere hinter dem Stein verkleidete sich aber, so gut es ging, schoppte die Aermel seiner Jacke aus, daß sie steif in die Höhe standen und nahm sie über die Schultern, so daß die beiden Aermel wie zwei ungeheure Hörner emporstanden. Es dauerte ziemlich lange, bis das vorsichtige alte Murmelthier hervorkroch. Doch endlich wagte es sich an den Tag heraus und der alte Jäger schoß es trotz seiner schwachen Augen zusammen. Im selben Augenblicke langte aber der Wilddieb um den Stein herum, nahm den Braten weg und stürzte damit unter gräu- lichem Lärm davon. Der alte Jäger stand wie versteinert da, als er die schreckliche Gestalt aus dem Boden herausschliefen und unter höllischem Lärm davon laufen sah. So etwas war ihm noch nie vorgekommen und man muß es dem alten gottesfürchtigen Jäger verzeihen, wenn er von argem Schrecken überfallen nach Hause eilte nnd dort den erstaunten Leuten erzählte, es sei ihm heute etwas Fürchterliches begegnet und er habe den Leibhaftigen aus einem Murmentenbau herausschliefen gesehen, welcher auf seinen Schuß unter fürch- terlichem Geschrei und Gestank abgefahren sei. —

Etwa ¹/₄ Stunde inner Sölden eilen wir über die 10te Brücke auf's rechte Ufer der Ache nach Oberwindau und Unterwindau, zwei „Riedl" in der grünen Ebene; sodann geht es aufwärts nach Platt, ein kleiner Bauernhof, der vom untern Söldner Wirth aus etwa in einer schwachen halben Stunde zu erreichen ist. Von da an führt der Weg zuerst 227 Schritte weit über Präzipisse hin, und gleich darauf heißt es 246 Schritte lang über den in der Luft schwebenden „Kuhtrain" dahinwandeln. Dieser Steig ist viele Kirch- thürme hoch in der Luft ober der brausenden Ache auf feste Holzbalken gebaut, welche in den Felsenmauern befestigt sind. Sobald man an der letzten Schutz- stange vorbei ist, steht rechts ein tüchtiger Lerchenbaum, bei dem es rathsam ist ein bißlein stille zu stehen und den Blick rückwärts zu wenden: man sieht Wunder über Wunder — den schwindelnden Abgrund, die schauerlichen Fels- gebilde und den merkwürdigen Straßenbau des „Kuhtrains", der großentheils in die freie Luft hinausragt! — —

In diesem Revier, besonders aber draußen beim Plattnerriedl, sind abge- schliffene Felsen von Glimmerschiefer zu erschauen, über welche der Wanderer vorsichtig gehen muß, daß er nicht ausglitsche und der lieben Mutter Erde einen höchst unfreiwilligen Kuß aufpresse. Ein tüchtiger Gelehrter und „schnei- diger" Bergsteiger ist der Meinung, diese abgeschliffenen glatten Felsen seien ein Produkt urweltlicher Gletscherarbeit. Da jedoch weiter ab vom Fußpfad solcherlei Politur und Glanz nicht oft zu sehen ist an den Steinen und über diese Glimmerschiefertafeln gerade der Weg führt, auch die überzeugenden Mo- ränen ganzlich fehlen, so wird es wohl auch keine gar zu arge Ketzerei sein zu vermuthen, daß nur durch das Darübergehen dieser Schliff zu Stande gebracht

sei, wie man bei Meran, gleich außer dem Passeirerthor, wenn man links über den Küchlberg hinan steigt, in viel größerer Ausdehnung beobachtet, wo der gleiche Schliff wirklich nicht uninteressant anzusehen ist.

Von dem stattlichen grünen Lerchenbaum, dem wir nun wieder unser Lebewohl zurufen, führt ein langweiliger Pfad 1 Stunde lang weiter. — Steintrümmer, wie dreistöckige Häuser liegen im Bach, der daneben wild tobend sich Bahn bricht und eben solche Steinungeheuer liegen am Weg, der sich gleichfalls dazwischen durchwinden muß. Wieder ist's, als ob der Teufel da oben die Berge in Trümmer geschlagen und dieselben in wüthendem Zorn in's Thal geschleudert hätte, und wieder wird unser Herz bis zum extremsten Gefühl von Oede und Grauen gespannt. Und wie wir aus diesen Steingräbern, die kein Ende zu nehmen scheinen, wieder hervortreten, da liegt auf einmal, ganz wider alles Vermuthen, still und friedlich eine grüne Idylle vor unsern erfreuten Blicken — es ist Zwieselstein! — Es ist Zwieselstein mit seinen einfachen Holzhäuschen, aber gar schön anzuschauen von Ferne. Wir haben es in 1 ¼ Stunde von Sölden aus erreicht. Zwischen den dunklen Hütten leuchtet die glänzendweiße Kapelle freundlich heraus. In derselben wird ein Mariahilfbild verehrt, die armen, genügsamen Leute dieser Gegend begehen das Kapellenfest jährlich am 24. Mai.

Das armselige Wirthshäuslein steht gleich anfangs am Wege und ist mit Nro. 14 bezeichnet; man heißt es „beim Kundalas“. Die Dinge, welche uns in diesem Alpengasthofe zu Gebote stehen, sind äußerst primitiver Natur: frisches Quellwasser, Schnaps, geselchtes Gstraunenes, was so viel sagen will als geräuchertes Schöpsenfleisch, Eier, Mehlspeisen; und wer hier sein Nachtlager aufschlägt, der kann auf dem duftigen Heu im Stadel draußen ganz nach Belieben seine Glieder ausstrecken. Der Wirth heißt Zachäus Gstrein, ein diskursliebendes Original, das an einem Fuße etwas hinkt und das kleine Tabackpfeiflein niemals aus dem Munde gibt; „er trinkt den ganzen Tag Taback“, sagen die hiesigen Leute. Er weiß manches Geschichtlein von den unbekannten dämonischen Mächten, welche die Ställe bewohnen und zuweilen zwei Kühe mit ihren Hälsen so in eine Kette zwängen, wie es kein Mensch zu thun im Stande wäre. Das Hotel Kundlas ist auch nach allereinfachster Weise meublirt: der obligate Ecktisch, über welchem in der Stubenecke ein rauchiges Bild des gekreuzigten Christus hängt, zu beiden Seiten desselben allerlei Bilder in Ramen, hier ein Ecce homo, dort eine hl. Maria; über dem Tisch an den Querbalken des Oberbodens der „Reiter“, d. i. ein Holzstab, der sich im Kreise herumdreht und an welchem Nachts das Licht aufgehängt wird; ein sogenannter Oetzthaler Kachelofen, der sich so breit macht, daß er den vierten Theil der Stube einnimmt; bei der Thür eine Schwarzwälderuhr, daneben ein Weihbrunnkrüglein und ein kleiner Christus am Kreuze, dann zwei Wand-

kästlein — das ist alles in dieser getäfelten Stube, welche 7 Schritte lang und 6 Schritte breit, also für sehr frequente Besuche nicht hergerichtet ist.

Die Kleidertracht ist hier noch einfacher als draußen im bereits durchwanderten Oetzthal, wo die Röcke wenigstens vorn bei den Klappen mit eingenähten Arabesken und Blumen verziert sind. Die ganze Gewandung ist dunkelbraun und alles selbstgemachter Loden aus Schafwolle. Lange Hosen, kurze Joppe und „Leibl" sind aus demselben Lodenstoff fabrizirt; der Hosenträger ist grün, den Kopf deckt ein schwarzer runder Hut mit schwarzer Schnur darum, hinter welche sie an Festtagen Blumen stecken — entweder duftende Nelken, die sie von lieber Hand empfangen oder die bevorzugten Blumen der dortigen Hochgebirge: Edelweiß, Abrauth, (Edelraute, Artemisia mutellina) oder der „goldene Abrauth" (Senecio carniolicus), welche bei den Hirten hoch in Ehren steht, und zu den Liebfrauenblumen gezählt wird. Der Fuß steckt in großen Bergschuhen, die mit festen Eisennägeln beschlagen sind. Die „Weiberleut" kleiden sich ebenfalls ganz einfach in dunklen Wollenstoff.

Hier in Zwieselstein, der letzten Thalweite des Oetzthales, wollen wir einen kurzen Rückblick halten. Wir fanden solche liebliche grüne Thalkessel zu Oetz, zu Umhausen, zu Lengenfeld und zu Sölden. Die meisten sind so eben, daß man sie füglich für einstigen Seeboden halten kann. Gerade so eben hingebreitet sind die kleinen Thalweiten zu Dumpen und Oesten. — Wer sich die Mühe geben will am Wege von Gsteig nach Dumpen die Oertlichkeit genau zu beobachten, wird finden, daß die Sage kaum Unrecht hat zu behaupten, Dumpen sei ein See gewesen; man vermag den Bergdamm, der ihn aufstauchte, zu beobachten, und erkennt die Stelle, wo das Wasser denselben durchgraben hatte, und abgeflossen ist. Bei Zwieselstein endet das eigentliche Oetzthal, denn rechts beginnt das Fenderthal, durch welches wir in 3 Stunden Fend erreichen; links mündet das Gurgelthal ein und in 2 Stunden können wir nach Gurgl kommen. Zwieselstein bildet somit einen Zwiesel (Spitze, zweizackige Gabl) daher der Name. Fend und Gurgel haben den Ruhm, die zwei höchstgelegenen Dörflein in Europa zu sein. Das erstere liegt 6048, das zweite aber 5972 Fuß über dem Meere. Bei Zwieselstein strömen der Fender- und der Gurgelbach zusammen und heißen nach dieser Vereinigung der „Oetzthalerbach", eigentlich die „Oetzthalerache", wohl auch gemeinhin die „Oetz".

Wir wollen denn, des Spruches eingedenk, daß der rechte Weg in's ewige Leben führt, das rechte Thal betreten, um nach Fend zu wandern. — Wir müssen vor Zwieselstein die 11te Brücke passiren, um über die neugeborne „Oetzache" zum letzten Mal auf's andere Ufer zu gelangen. Hier dürfen wir das Sprüchwort: „Ehre, wem Ehre gebührt" nicht außer Acht lassen und müssen deßhalb bemerken, daß die meisten Brücken im Oetzthal, von denen viele in der That Bewunderung verdienen, von Franz Auer, gewöhnlich der „Pitzthaler Franzele" genannt, gebaut sind. Er wohnt draußen bei Umhausen am

Sand, aber seine Bauten sind durchaus nicht auf Sand aufgeführt. Er ist gegenwärtig Zimmer- und Baumeister für ganz Oetzthal und wird allgemein als Ehrenmann geschätzt. — Inner der Brücke sehen wir bald den Gurglerbach, den eiskalten Brausekopf, der sich teufelswild gleich einem gelblichen Wasserfall aus einer Steinklamme herausstürzt und in den Fenderbach stürmt, während wir selbst hier mit Mühseligkeiten zu kämpfen haben, weil der schmale „Geissteig" oft nur sparsamen Raum für den Fußtritt gestattet, und oben zum Sturze bereitete Steintrümmer auf lockerem Sand oftmals abzurutschen und den Pfad zu gefährden drohen. Dazu treten die Blöcke bald dort bald da in den Weg und versuchen ihn zu sperren. — Es sind diese Blöcke die Trümmer des gebrechlichen „Achberges", der wie so mancher andere Große von Zeit zu Zeit die Erfahrung macht, wie vergänglich und zerbrechlich das Irdische. Zur Regenzeit möchte unser Pfad wohl etwas gefährlich sein, aber bei heiterm Sonnenschein springen wir wohlgemuth und lustig, wie frische Gemsen darüber hin, auf und ab, und trösten uns mit dem Spruch: „Geduld bringt Rosen" und in unserm Falle bringt sie uns zu der Herrlichkeit der schimmernden Ferner, deren seltener Anblick uns gewiß mehr ergötzt, als ein Garten voll der prachtvollsten Rosen.

Einen bedauerlichen Anblick bietet die Thalsohle! Sie war einst gewiß mit hellgrünem Rasen bekleidet, jetzt ist sie in ein breites Rinnsal umgestaltet, voll Gerölle und Steine und Verwüstung. Man sieht, daß hier die Oede ihren Wohnsitz aufgeschlagen, wir wandern eine halbe Stunde fast durch Einsamkeit und Trauer und kommen endlich zu einer zerfallenen Säge, welche ganz gut paßt als Staffage. Es vereint sich Alles, um die Eindrücke zu steigern.

Von der Säge geht es aufwärts durch kühlen Waldesschatten, der Bach verliert sich aus unsern Augen, nur fernes Rauschen verräth uns die Lage desselben; nach einigen Minuten treten wir hinaus auf liebliche Gerstenfelder und Wiesen, ober welchen der Mühlbach in zwei pitoresken Fällen, von Felsen und Bäumen umgeben herabhüpft. Nun weitet sich das Herz und die Landschaft wird bei jedem Schritte herrlicher. Im Hintergrunde blicken auf grünen Wiesen hölzerne Bauernhäuser still hernieder, dunkle Waldstreifen steigen in zierlichen Linien von den Bergen zwischen grünen Matten zu Thale.

Auch weiter hinten zeigen sich wieder solche Hütten des stillen Friedens, und drüber hin auf grünem Hügel erhebt sich das blendend weiße Kirchlein zum hl. Kreuz mit rothem Thurm und blinkenden Fenstern, über den blauen Himmel schweben lichte Wölklein und links vom Kirchlein grüßt der schimmernde Stockferner heraus, während im Hintergrunde die Thaleitspitze hinauf in die Wolken steigt. Der Anblick dieser Parthie ist abermal einer der überraschendsten, und nicht umsonst hat die alte Tirolersage die „saligen Fräulein" aus ihren unterirdischen Krystallwohnungen in den Fernern in dieses

liebliche Hirtenthal niederschweben lassen, segnend und beglückend das unschuldige Hirtenleben! —

Nach einer guten Viertelstunde von der traurigen Säge, an kleinern neckischen Wasserfällen vorbei, gelangen wir zur St. Antonikapelle, neben welcher ein Bauernhof nebst zwei Ställen und einer Mühle steht. Es ist „Freistabl" mit einem rieselnden Brunnen herrlichen Wassers; eine Brücke verbindet „Freistabl" mit den jenseitigen am rechten Ufer des Baches liegenden drei Höfen „Nörder", welche sich an die Abdachung des „Nörderberges" lehnen und wegen der Lawinengefährlichkeit eine traurige Berühmtheit genießen. So wurde das 4te Haus, von dem man nur noch die Stelle sieht, wo es gestanden hat, im Jahre 1817 durch Lawinensturz sammt 7 Personen begraben. Das zur Erinnerung errichtete Marterl steht weiter innen zu Hl. Kreuz am Wege. Den fleißigen Leuten heuen zuschauend schreiten wir nun von der Kapelle bald ein paar hölzernen Gebäuden zu, das eine ist ein „Haus", das andere eine „Sommerthei", zusammen heißen sie „Haslbuit". — Solche Häuslein, die weiter draußen im Oetzthal „Riedl" benannt werden, heißt man hier „Höfe", und gleich etwas weiter innen haben wir an einem derselben die Riesenbarrikade (Mauer) zu bewundern, welche von auf einander gelegten großen Steinstücken gegen die Bergseite hin aufgerichtet ist, so hoch, daß man das Dach des Hofes kaum sehen kann. Diese Barrikaden nennt man hier „Lawinenscherm", und stehen bei allen Häusern zu Schutz und Trutz des bösen Lawinenfalls, vor dem keines sicher ist. Durch ein Gatterl wandern wir an den Trümmern eines Bergbruches vorbei, eine ergraute Wüstenei mit zierlichen Flechten überwachsen, mit rothblühenden Semperviven verziert und von einer Unzahl von „Jochbrantelen" bewohnt, welche wie Mäuslein in den Löchern und Spalten des Gesteines herumschliefen und mit kläglichen kurzen Lauten den ihnen unangenehmen Menschenbesuch verkünden. Auf diese verfallene Bergwelt, welche die sorgliche Mutter Natur so liebvoll aufgeputzt hat, stürzt als weitere Zierde ein Wasserfall nieder; links davon ober dem Wege erhebt sich auf grauer Felsenkuppe ein höchst originelles Haus, „Raindl", d. h. kleiner Rain genannt, als Ergänzung des Bildes, und an den sonnigen Lagen bemerken wir die letzten kleinen Gerstenäckerlein, welche der Volkswitz „privilegirte" heißt.

Nachdem wir gegen eine ½ Stunde von Freistabl behaglich fürpaß gezogen, und an dreien auf Felsen stehenden Häusern „auf der Buit" vorbeigegangen sind, erreichen wir den Hügel, über welchen in Zickzackwindungen der steile Pfad zum schönen Kirchlein von hl. Kreuz leitet. Am Fuße desselben erinnert das schon erwähnte Marterl an die durch Lawinensturz Verunglückten von Nörder, Johann Gstrein, Michael Tappeiner, Johann Klotz, Helena Klotzin, Ursula Klotzin, Anna Santer und Maria Santerin, und jeder Wanderer opfert auf seine Weise den Martyrern und steigt ernst gestimmt empor zum Kirchlein mit dem niedlichen hölzernen Widum, wo der Geistliche Herr Expo-

situs, Johann Regensburger, die Eintretenden freundlich empfängt. Im Widum findet man Labung und Zimmer mit weichen Betten zum Uebernachten gegen billigste Rechnnng, eine Wohlthat, wie sie auch anderswo in den Gebirgen des Landes zu finden ist, und die nur der Wanderer bei den Unbilden der Witterung wahrhaft zu schätzen weiß. Die kleine Kirche ist sehr zierlich und reinlich, und wurde erst im Jahre 1853 von dem Maler Joh. Betoklet aus Neumarkt bei Bozen neu ausgemalt. Von der Kirchhofmauer genießt man einen überaus schönen Rückblick auf die schon beschriebenen Höfe und besonders lieblich liegt Geislach auf dem Geislacherberg vor dem Beschauer.

Kirche und Widum bestehen seit 1804, die Ortschaft hieß einst Lehn, in späterer Zeit Kurzlehn, seit der Einweihung der Kirche — zum heiligen Kreuz. Am 3. Mai, als am Feste der Erfindung des heil. Kreuzes geht es hier sehr fromm und feierlich her, es wird das Kirchenpatrozinium gefeiert, von allen Bergen steigen die Aelpler nieder, und Jung und Alt, was zwischen Sölden und Fend wohnt und kommen kann, nimmt Theil am Feste. Neben dem Widum ist ein merkwürdiges Naturbassin im harten Stein zu sehen, so zierlich gerundet und ausgehöhlt als ob es gemeiselt wäre, und an den daranstoßenden Felsen und Platten zeigt sich abermal ein ausgedehnter Fernerschliff, der wie das Bassin von einstigen Wasserfällen gebildet worden sein soll, aber immerhin Stoff zum Nachdenken gibt. Das Gärtlein daran überzeugt uns, daß hier Erdäpfel, Tuschn (eine Rübenart), Rettig und Sallat recht gut gedeihen. Was aber den Touristen das Volk in dieser Einsamkeit hoch achten lehrt, ist dessen Ausdauer und Gottvertrauen inmitten der Gefahren, denen es jährlich ausgesetzt ist, denn in diesem Oertchen nebst Umgebung sind es nur die Kirche, der Widum und drei Häuser, welche von Lawinen nicht gefährdet sind. Von euthimologischer Wichtigkeit dürfte das Wort „Stabl" sein, welches in dieser Gegend statt „Stall" gebraucht wird, und offenbar vom lateinischen **stabulum** hergenommen worden ist.

Eine kleine Strecke inner Hl. Kreuz schreiten wir an den Höfen „Seiten" vorbei, auf welche der Weißwandferner (eigentlich Weißkahrferner, denn der Weißwandferner liegt beim Gebatsch im Kaunserthal) gar stolz niederleuchtet, und den ungestümen Weißbach in die Fenderache sendet, während auf dem jenseitigen rechten Thalzuge die Bergwässerlein den Bergkoloß von oben bis unten durchgraben — („Runsakralln" nannten sie zwei Pitzthaler, die mit uns gingen und ein gar böses Geschichtl von einer Unholden oder Fangg zu erzählen wußten) — um seiner Zeit jene Abrutschungen möglich zu machen, welche ungeheure Ueberschüttungen und Ueberschwemmungen verursachen. Wir hatten am Wege durch's Oetzthal Gelegenheit manche Schlammlawine oder Murre zu betrachten, die man dialektisch „Morin" nennt, ein Wort, welches von „Murr=Rinne" gebildet scheint, denn Murren, Gräben, Rinnen und Klammen sind Oertlichkeiten, welche in der einst reichen Sagenwelt eine hervorragende

Rolle behaupten, wie z. B. die drei saligen Fräulein ob der Morin im Sulzthal auf der Lengenfelderalm einen speziellen Fall bieten. (Myth. und Sag. Tirols S. 18.)

Eine Stunde inner Seiten überschreiten wir eine über eine Felsenklamme gebaute Brücke, (nun die zwölfte) durch welche der Thalbach mit ausdauernder Gewalt sich Bahn gebrochen, und gelangen am rechten Ufer aufwärtsschreitend nach „Winterstalln", ein Weiler in kühler Schattenlage, der sehr arm zu sein scheint, weil dessen Sebastianskapelle baufällig ist, was sonst nicht der Fall wäre. Der Wanderer wird es nicht bereuen hier ein wenig einzukehren und das gewöhnliche Hausbrod zu versuchen, welches die Leute durch's ganze Jahr hindurch essen. Nachdem sie nur zweimal im Jahr den ganzen Bedarf auf einmal backen, so wird das Brod so hart, daß man es mit einem Hammer auseinander schlagen muß, und weil mit dem Gerstenmehl auch die Kleien (Hülsen) mitgebacken werden, so kratzt es so sehr, daß ein Städter kaum im Stande ist, ein Stück hinab zu schlucken, denn „es krallt", sagt der Oetzthaler. Wie hier ist das Brod auch in andern Theilen des Thales beschaffen, einige mischen ein klein wenig Roggenmehl dazu, und gar nicht selten ist auch Haferbrod die Kost, welches noch mehr sticht und krallt. Ein Mann von Oberried bei Lengenfeld, der „Nates" (Fortinatus Grüner) erzählte, daß in frühern Zeiten beim Raufen einer mit einem solchen Brodstück seinem Gegner das Gsicht (die Haut vom Angesicht) herunter gekrallt habe, der für sein Lebtag genug davon getragen, und das alte harte Brodstück als Nothwehrwaffe ihm die besten Dienste geleistet habe. Dieses und einige Nachforschungen der Lebensweise des armen Hirtenvolkes werden genügen, um ihre unglaubliche Stärke im Entbehren bemessen zu können.

Gleich außer diesem Oertlein gelangen wir zu einer fürchterlich ausgedehnten Steinmurre, welche der wilde Steinigerbach von den Höhen des Steinigerferners (recht geschrieben Steiniglferner) herab gewälzt hat. Ein breit ausgetretener Weg führt über dieselbe zu gefahrvollen Stellen, daher möge der ohne Führer reisende Wanderer gleich bei Winterstalln rechts ab über den kaum bemerkbaren Sandpfad gegen die Fenderache eilen, wo ihn gar bald die 13te Brücke auf die rechte Bahn am linken Thalufer leitet. Da steigt man lustig aufwärts, um in geringer Entfernung von der Brücke zu rasten, und den Steiniglferner zu betrachten, der in sonderbar grotesken Zacken, Zinnen und Thürmchen und ungewöhnlichen Zerrissenheiten sich hier am vortheilhaftesteu zur Schau bietet. Dieser Ferner wird gewöhnlich der „z'riss'ne Ferner" genannt, seit dreißig Jahren wächst und steigt dieses Eisungethüm mehr und mehr thalab und läßt in stillen Nächten ein unheimliches Krachen vernehmen: und wenn gerade der Vollmond darauf scheint, soll es wie ein blinkendes Feenschloß niederfunkeln — so dichtet hier die Thalromantik! Nicht weit von dem „Zerrissenen" sieht man thaleinwärts den Glaseierferner niederhangen, wir schreiten

auch diesem gefrornen Naturwunder zu, übersetzen ein Seitenbächlein auf schwankendem Brett, und gelangen in einer halben Stunde in des Fenderbaches tosende Nähe. Auf diesem Pfade muß der führerlose Wanderer neuerdings aufmerksam gemacht werden, daß der Fußsteig immer schmäler wird und ein anderer Pfad zum Auftrieb des Viehes rechts auf eine schöne Bergwiese leitet, der manchmal breit ausgetreten ist, so daß man meinen könnte, der führe nach Fend. Da würde man sich bitter täuschen; man käme nach 3/4 Stunden von der freundlichen Wiese in gräuliche Felsenlabyrinthe und könnte sich da wohl zu todt fallen. In solche Gefahr gerieth vor einem Jahr ein Reisender, welcher gegen Abend auf dem Wege daher kam und im Sturmschritt nach Fend wollte. Er stieg empor über die Wiese, kam dann in's Felsenlabyrinth, fand sich im Dunkel nicht mehr zurecht und war dann — weil er nicht anders konnte — so gescheit, sich nicht mehr vorwärts zu bemühen und in einer Steinhöhle Unterstand zu suchen. Dieses kühle Abenteuer wäre gar nicht nöthig gewesen, wenn der gute Wandersmann sich zuerst in Winterstall erkundigt hätte. Am folgenden Tag mußte er doch wieder herab und fand sich sogar veranlaßt, einen Führer zu nehmen. Bei Bergreisen ohne Führer ist es überhaupt rathsam, von Zeit zu Zeit ein wenig Umfrage zu halten nach dem rechten Weg. Es soll das schon manchem genützt haben. —

Der "zerrissene Ferner" verschwindet nun aus unsern Blicken, während der „Glaseisferner" sich desto prächtiger ausnimmt. Und 1857 fesselte hier den Wanderer ein gar sonderbarer Anblick. Eine mächtige Schneelawine, die im Jahre zuvor in den Fenderbach gestürzt und von demselben durchhöhlt worden war, lag noch am 7. August als feste Schneebrücke in einem gewaltigen Bogen über der Ache und war so fest, daß die Leute ohne Zagen darüber gingen; ja es hätte wohl Roß und Wagen ungefährdet darüber wegsetzen können. An der Stelle, wo die Lawine herabgegangen war, hatte sie der „Glaseierbach" durchfressen, der in derselben Richtung herniederkommt und fast in einem senkrechten Winkel in den Fenderbach fließt. Es soll fast alle Jahre eine Lawine zu Thal kommen und auf ähnliche Weise gestaltet bis August oder September liegen bleiben.

Von dieser Schneebrücke kommt man in einer halben Stunde zu einigen „Villern" (Heustadeln), wo ein ganz neues Marterl errichtet ist mit der Inschrift: „Denkzeichen der Maria Coleta Tappeiner, welche im 17. Jahre ihres Alters beim Schafhüten durch einen Sturz von einem hohen Felsen den Tod gefunden hat den 9. März 1857."

Das Gemälde zeigt droben in der Höhe, umgeben von lichten Wolken und himmlischem Glanze, die unbefleckte Jungfrau; unten ist die Verunglückte, von einem Engel geführt, und noch weiter abseits sind die Verse zu lesen:

„Ich bin gewesen, wie Du,
Du wirst werden wie ich,
Drum bitt ich dich,
Denk im Gebet an mich!“ —

Von diesem Marterl steigt man in wenigen Minuten empor auf einen Hügel, „auf Bücheln“, sagen die Oetzthaler, und hier — — wie mit einem Zauberschlag verwandelt sich die Scene! Wunderlieblich präsentirt sich uns drinnen im grünen Alpengrase das weiße Kirchlein von Fend mit rothem Kirchthurm, stillem Friedhof und dem weißen Widum daneben. Die Häuschen des Dörfleins jedoch sind kaum zu sehen, weil sie etwas niedriger liegen. Dicht dahinter erhebt sich die „Thaleitspitze“ in Pracht, Herrlichkeit und Würde. —

Da stehen wir wieder so glücklich und selig, das Herz voll Wonne, und möchten die ganze Welt umfassen, die ganze weite Welt! Und wo das Auge hinschaut, ist Alles so schön, so groß, so alpenfrisch! — Rechts blickt der „Bichlkahrlferner“ herab und sendet sein Eiswasser durch das „Bichlkahrlthal“ nieder.

Wir überschreiten den „Weißenbach“, welcher rechts vom Taufkahrlferner und dem Taufkahrl kommend weißschäumend über unsern Pfad setzt und mit einem verwegenen Saltomortale in eine tiefe Klamm springt. Und drüben über'm Thal braust ein Wildbach hoch hervor aus einem Bergspalt, neben welchem rechts eine ungeheure schwarze Höhle herüber gähnt, die für eine romantische Sage ganz geeignet wäre, aber nicht einmal ein Fuchsgeschichtlein aufzuweisen hat. Der Bach heißt der Latschbach und kommt von der „Nörderseite“ des Latschferners.

Auf einem am Wege stehenden Marterl, mit bairisch-blauer Farbe angestrichen, sind die Worte zu lesen:

„Das eine fällt von einem Fels hinab,
Das and're find't in einem Bach sein Grab,
Es kommt der Tod, er scheut kein' Zeit noch Ort,
Mit seiner Sense mäht er alles fort.“

Zugleich gibt uns dieß Marterl Kunde, daß die Jungfrau Gertraud Tappeiner am 9. September 1834 in dem Bache den Tod gefunden.

Hier möge der Wanderer noch einen Rückblick machen nach dem Thale, woher er gekommen, und die glänzenden Ferner bei Sölden betrachten, welche sich dort vor unserm Blicke versteckt hielten. Sie gehören zu dem Stubaier Fernersystem. Und nun heißt es in Fend den Einzug halten und schreiten an der Fenderkirche vorbei zum gastlichen Widum, an welchem eine hölzerne Laube an die Fronte angebaut ist. Diese Laube trägt die Inschrift: „Kaffee-Hütte. **Ecce, quam bonum quamque jucundum habitare fratres in unum!**“ Dieser wohlbekannte Studenten-Sang macht auf dieser Höhe, in dieser älplerischen Umgebung einen ganz eigenen behaglichen Eindruck; es erweckt Zutraulichkeit in das geräumige Haus des geistlichen Herrn Kuraten Alois Neurauter

in welchem wir uns auch gar bald heimisch fühlen. Der Fremde findet gute Unterkunft und Versorgung für den hungrigen Magen, edlen stärkenden Rebensaft und reinliche Betten für die müden Glieder. Das kleine Gotteshaus, erst vor Kurzen vom Joh. Gschösser aus Wattens neu herabgeputzt und vergoldet erhebt freundlich das Gemüth des Beschauers. Der Kirchenpatron, der hl. Jakob auf dem Hochaltar ist von einem Maler aus Absam, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Die älteste Urkunde über die Stiftung ist von 1605, eine von 1728 weiset die Stiftung der Kuratpfründe durch die Gemeinde nach, welche auch das Patronatsrecht ausübt, früher mußte der Seelsorger von der weiten Entfernung von Silz hereinkommen, um den Gottesdienst zu halten. — In einiger Entfernung von der Kirche auf grüner Wiese liegt am linken Ufer der im nahen Ferner gebornen Ache das arme Alpendörflein von 80 Einwohnern mit kleinen Holzhütten, welche gegen die Windseite keine Fenster haben. Das redliche Bergvolk, im steten Kampf mit großen Gefahren und Mühen, betreibt ausschließlich die Viehzucht; für Ackerbau fehlt hier Klima und Boden. Ein höchst seltener Marktbesuch bringt die Leute mit der Außenwelt in Verbindung, daher fehlt ihnen städtische oder Poststraßen-Civilisation, was sie nicht zu bedauern haben — sind sie ja gesund und zufrieden und kennen nicht den großen Weltstreit des Zeitgeistes! Der Winter dauert fast 9 Monate, denn bei schlechtem Wetter zur Sommerszeit fällt ebenfalls oft Schnee; in der eigentlichen Winterszeit aber werden die Fender derart eingeschneit, daß sie monatelang weder ein noch aus dem Thale können, und um zur Kirche zu gelangen den Weg mit ungeheuern Anstrengungen ausschöpfen müssen. Nichts desto weniger sind sie voll muntern Humors und leben mit ihrem geistlichen Herrn im patriarchalischen Frieden: er ist — wie es überall zu Berg und Thal im Lande der Fall ist — der Regent, dem unbedingte Folge geleistet wird, weil getragen von Liebe und unbegränztem Vertrauen der Pfarrkinder; er ist zugleich Priester, Doktor und Lehrer; er tauft, verheirathet und begräbt seine Leute; er besucht und tröstet Betrübte, Kranke und Sterbende, wenn er auch unter todbringenden zum Fall bereiteten Lawinen vorbei steigen muß. Für alles das lohnt die Welt mit einem Einkommen, welches zu wenig zum leben und zu viel zum Sterben ist. Der wackere Geistliche baut aber auf einen Wechsel, der nach seinem Tode zinsenreich eingelöset wird.

Im Fremdenbuch sind einige interessante Notizen, Fernerabenteuer, Gedichte und ein Verzeichniß aller in der Umgebung von Fend wachsenden Pflanzen; leider ist das alte Fremdenbuch, welches ein werthvoller Authographenschatz war, vor einigen Jahren abhanden gekommen: man erzählte uns, es sei in den Händen einer hohen Person. —

Es wäre wünschenswerth, daß die Fremdenbücher, diese authographischen Zeitchroniken, mehr gepflegt und sorglicher aufbewahrt würden.

Wer von Fend über die Ferner reisen will, nehme einen erprobten, verläßlichen Führer, den Nikodemus Kloz oder Josef Scheiber von den Rosenhöfen, und folge der Anleitung des gastfreundlichen Seelsorgers, dann mag man auch gefährlichere Seitenpartien versuchen. Ueber den Niederjoch- oder Hochjochferner gelangt man ganz munter mit nur höchst bescheidener Vorsicht und bloß einem Führer ganz gefahrlos in's Schnalserthal und von da hinab gen Süden — zumal im Hochsommer von Mitte Juli bis Ende September. Die Führer sind sehr billig, wenn nicht just die Zeit zum Heuen ist; denn alsdann ist ein Sommertag für den Bergler von größtem Werth, da mag sich's treffen, daß etwas mehr begehrt wird. Doch da die Führer gewohnt sind, die Gebühren nach den Zeitumständen vom Seelsorger bestimmen zu lassen, so kann man fest darauf bauen, daß der Reisende grundehrlich tarirt und durchaus zufrieden gestellt wird. Uebrigens ist der gegenwärtige Herr Kurat ein geborner Oetzer, und kann den Fremden über das originelle Oetzthalerleben bessere und belehrendere Aufschlüsse geben, als es diese Blätter vermochten. Hier ist so viel des Wunderbaren zu erfragen, so viel stille Freude zu erleben, daß wir gar nichts sagen wollen von der schaurigen Fernerunheimlichkeit, dem spuckartigen Lärm, die „Fuchsfoche" genannt, die man bis Fend gehört hat; auch nichts von des Isidor Kloz Festmach-Kunst und übernatürlicher Jägerei soll erwähnt werden, nur als **Curiosum** sei beigefügt, daß am 23. Februar 1858 der Benedickt Kloz von Rofen, vom Schnalserthal über den Niederjochferner gegangen ist — ein Wagniß, das selten einer besteht. Er fand den Schnee auf dem Ferner sehr fest und nur die Passage vom Ferner nach Fend etwas beschwerlich.

Wir überlassen nun unsern rüstigen Reisenden hier den herrlichen Eindrücken der schönen Fernerwelt — wünschen aber zur Fortsetzung des Weges über die Ferner so schönes Wetter, wie wir es bisher gehabt haben. Adieu! Wir gehen wieder zurück nach Zwieselstein, um denn unserm Versprechen gemäß auch den Weg nach Gurgl als getreue Alpen-Ciceroni zu expliziren.

Der neue Weg geht zwar links, jedennoch ist das kein böses Omen. Er führt uns ebenfalls in ein bescheidenes Alpendörflein, auf grünen Matten gelegen, von einem friedlichen Hirtenvölklein bewohnt.

Von Zwieselstein nach Gurgl kann man den Weg in zwei Stunden zurücklegen, während wir nach Fend 3 Stunden gebraucht haben.

Man geht von dort zur Brücke (die 11te), welche über den Gurgelbach führt, der etwas weiter außen sich mit dem Fenderbache vereinigt und dann die Oetzthaler Ache genannt wird. Der Gurgelbach toset im wilden Gebrause aus einer schaurigen Felsschlucht, aus welcher man auch zu Zeiten ein gar seltsames Rufen, wie von einem Unseligen herkommend, gehört haben soll. — Der Bach bildet eine Cascade, die gelblich schmutzig aussieht, besonders wenn bei warmer Witterung die nahen Ferner schmelzen oder wenn Regenwetter das Wasser vermehrt. Der Pfad führt am linken Gurgelbachufer steil aufwärts,

der Einblick in's Fenderthal und nach Zwieselstein ist verschwunden, dunkle Baumkronen hüllen uns in kühlen Schatten. Bald kommen wir in die Region der Almen, wo das Almglöcklein so süß erklingt und der Hirte fröhlich singt durch Wald und Busch; und während wir ihm lauschen, gelangen wir, schon ½ Stunde inner Zwieselstein, zu einer Brücke (die 12.), auf welcher wir über den Gurgelbach auf's rechte Ufer passiren. So kommen wir zu den Zwieselsteiner Thaien (Alpen), die gar hübsch am Bache ausgebreitet sind, während die großartigen Fernerbilder von Gurgl her uns leuchtend entgegensehen. Von hier kann man links aufwärts gehend über den 8000 Fuß hohen Timmljochübergang nach Passeierthal ablenken; jedoch der rechte und kürzere Pfad leitet schon draußen bei Zwieselstein am rechten Gurgelbachufer gegen das Timmlthal empor.

Nach Gurgl zu gelangen, muß jedoch der Wanderer unten beim Bach gerade fortgehen und kommt so in einer ¼ Stunde über eine erneuerte Brücke (die 13te), wieder auf's linke Bachufer. Da steigt der Pfad ein wenig empor; ein Marterl am Wege bittet um ein andächtiges Vaterunser für Engelbert Scheiber von Gurgl, welcher hier unter einer Lawine „umgekommen" ist. — Vom Marterl weg ungefähr in einer ½ Viertelstunde zeigt sich ganz nahe ein niedlicher, wenn auch nur höchstens 6 Klafter hoher Wasserfall, der in krystallheller Reinheit und Weiße in den lehmgelben Gurgelbach fällt, welcher hier abermals auf einer Brücke überschritten werden muß. Von dieser Brücke aber bewundert man die furchtbare Klamm, durch welche der Gurgelbach so heftig herausdonnert, daß man es fast unter den Füßen erbeben fühlt. Dann lenkt der Pfad etwas aufwärts hin zu den Häusern „am Bill", auf schönen Wiesen gelegen, welche noch durch den vom schneebedeckten Bergzug herabeilenden Selkbach verschönert werden, der hier so steil herniederkommt, daß man ihn aus der Ferne wohl für einen imposanten großen Wasserfall hält. Wenn man von der genannten Brücke aus etliche Schritte höher steigt, so erblickt man einen allerliebsten, hellen, kleinen Bergsee, der Billsee genannt, und kann von demselben direkt zu den Häusern „am Bill" gelangen. Diesen Gang wird kein Wanderer bereuen, besonders da kein nennenswerther Zeitverlust damit verbunden ist. Von „Bill" kommt man alsbald nach „Angern", einer kleinen Häusergruppe, welche auch „Untergurgl" geheißen wird und mit einem kleinen Kirchlein versehen ist. Und eine ¼ Stunde von da einwärts erreicht man das eigentliche Gurgl, oder „Obergurgl". Allein man kann die Kirche und das Dörflein nicht sehen, ehe man einen mitten im Thalgrund aufsteigenden Hügel, hinter welchem die Gebäude aufgeführt sind, umgangen hat. Dieses Dörfchen zählt nicht mehr als 6 Häuser und 48 Einwohner, hat eine Schule und eine Seelsorge, eine selbstständige Kuratie nämlich mit freier bischöflicher Verleihung, errichtet im Jahr 1769. Sämmtliche Seelsorgsgemeinde besteht aus nur 26 Häusern, worin 160 Menschen leben. Nach Gast- und

Wirthshäusern dürfen wir hier nicht mehr fragen, und müssen daher bei dem Geistlichen einkehren, der, gleich seinem Amtsbruder in Fend drüben, auf den Empfang von Fremden schon eingerichtet ist. —

Der geistliche Herr, welchen wir im Jahre 1857 allhier als Expositus angetroffen, ist eine werthgeschätzte Persönlichkeit und wir haben einen glücklichen Wurf gemacht, in seinem lieblichen Widum eingekehrt zu sein: das ist nämlich Herr Adolf Trientl, ein geborner Oetzer, der vor nicht langer Zeit als Professor am Gymnasium zu Feldkirch wirkte, und aus eigenem Triebe zu gelehrten geognostischen Forschungen dieses abgeschiedene Dörflein als Seelsorgstation erkieset hat. Er macht täglich unermüdet meteorologische und phänologische Beobachtungen, neben geologischen Exkursionen dehnt er seine Untersuchungen über Fernerphänomene aus und verfolgt Moränenlager und Fernerschliffe bis hinaus gegen das Innthal und hat zur Geschichte der von vielen Naturforschern angenommenen einstigen großen Vereisungsperiode bedeutende Beiträge gesammelt, von welchen er im „Echo von den Alpen" 1857 Nr. 29 und 30 einen interessanten Aufsatz veröffentlichte. Wer wissenschaftlich reisen will, wird an dem Hochwürdigen seinen Mann finden. Auch der gewöhnliche Tourist, der nur Augen, Herz und Magen weiden will, wird ebenfalls ganz zufrieden gestellt, und es lohnt wahrlich, wenn auch der Weg von Zwieselstein bis Gurgl durchaus nicht so reizend an Landschaftscenerien ist, als jener durch das Fenderthal, so ist's hier so herrlich, stillgemüthlich, daß ein oder zwei Tage Aufenthalt jedem unvergeßlich bleiben werden. Im Fremdenbuch sind unter andern bemerkenswerthen Persönlichkeiten eingeschrieben: Dr. Bürstenbinder aus Berlin, der am 11. Juli 1845 auf dem großen Ferner verunglückte. Nach einem Jahre finden wir Mutter und Schwester desselben am 25. Juli; sie hatten sein Grab besucht, über welches ein Kapellchen gebaut ist auf dem kleinen stillen Friedensfeld. — Ferners steht im Fremdenverzeichniß Major v. Sonklar, welcher auf Beobachtungen des großen Gurglerferners lange Zeit hier verweilte. — Dr. Alois Pokorny, Professor der Naturgeschichte aus Wien, der vom 18. bis 25. August hier war, empfiehlt im Buch den Botanikern nicht so sehr die Umgebungen des großen Oetzthalerferners (Gurglerferners), als vielmehr die Seitenthäler und deren schneefreie Gipfel zu besuchen, weil sie eine reichhaltige Flora bieten.

Damit sich aber auch der Naturfreund sogleich orientieren kann, wollen wir über das Alpenthal hier oben sagen, was wir noch mehr davon wissen.

Die Oertlichkeit, welche man unter dem Namen Gurgl zu verstehen hat, besteht aus dem am Thalwege rechts vom Gurgelbach liegenden Weiler „Angern" mit drei Häusern und dem kaum eine Viertelstunde dahinter liegenden Weiler „Pirchitt", im Volksmund „Pirkitsch" geheißen, mit sechs Häusern und dem gleich darauffolgenden schon genannten Weiler Obergurgl mit 6 Häusern und 48 Bewohnern, wo sich die Pfarrkirche, Widum, Schule und

Seelsorge befindet. Die Kirche ist neu und zierlich hergestellt, und dem heil. Johann von Nepomuk geweiht, vermuthlich weil derselbe als Schutzpatron gegen Wassergefahren hier am rechten Platze steht; bekanntlich richteten die Ueberschwemmungen des Gurgler Sees auf dem großen Ferner durch Jahrhunderte schauderhafte Zerstörungen an. Kirche und Widum ist zu oberst der bewohnten Thalstrecke auf eine kleine Erhöhung gestellt, und schaut freundlich nieder auf die armen Bauerngehöfte, welche, theils hier, theils an den Bergabhängen vertheilt, einen erheiternden Anblick bieten und ein treues nur von Viehzucht lebendes Alpenvölklein beherbergen. Doch groß und erhaben ist der Anblick nach der Westseite hinein und hinauf durch's obere Gurglthal — in ungeheurer Pracht und Größe glänzt eine mährchenhafte Landschaft hernieder. Ueber Wiesen, Baum und Fels steigt es über Alpenhütten und verwegene Gemsjägerpfade empor zu den ewigen Gebirgsriesen, aus welchen sich die weit ausgedehnten Eisrücken und reinen Firnlager auf einmal dem Auge zeigen. Im Morgengrauen von Blut übergossen, dann später erbleichend, und in funkelnd Gold gehüllt, glänzen sie silbern im Mondlicht und scheinen sich da immer mehr zu nähern — wem sollte solche Schönheit nicht die Seele erfüllen?!

Aus der Wolken höchstem Kranze,
Von dem Firn im Feuerglanze
Schaut uns der Allmächt'ge an;
Und wir fühlen aller Enden
Auf den großen Alpgeländen
Uns den allerhab'nen nah'n.

Doch dahin werden wir erst gehen, sobald wir von hier für immer weiter wandern. Wir müssen noch zurück nach „Angern". Daselbst lebt im Hause Nr. 197 ein alter Bauer mit Namen Johann Kleisl, ein Veteran aus den frühern Tirolerkriegen, geboren Anno 1778, war einst ein weitberühmter Gemsjäger und dem Feinde ein gefürchteter Schütz, und ging noch 1856 zuweilen rüstig mit der Büchse auf die Ferner.

Angern liegt gar lieblich in grünen Angern (eingefriedete Grasplätze), daher sein Name, eine gute Viertelstunde vor Gurgl. Rundum bilden ungeheure Berge und Ferner die Gränzen, rechts und links steigen graue Riesenberge gen Himmel, wobei der „Hangerer" sich trotzig aus vom Fernereise loswindet, während rechts und links vom Thalgelände von den hoch droben liegenden Fernern die Wasser bald silberbandartig, bald als hüpfende und schüttende Brauseköpfe zu Thal fahren.

Die „Angerer-Sonnenberge" zieh'n sich wie eine Cyklopenmauer über Gurgl hinaus, während der graue Riese Hangerer ob den Schneefeldern seinen Felsenkamm, auf dem er zu reiten scheint, hinein sendet zu dem malerischen Gurglerferner — in's Wunderland der großen Oetzthaler Eiswelt.

Es war an einem anmuthigen Augustabend im Jahre 1856, als ein seelenvergnügter Wanderer, der dem Referenten dieses näher, als sein Bruder steht, mit dem alten Kneisl in die braune Hütte trat, sich die einfache arme Wohnung besah und bald wieder vor dem Hause mit ihm auf eine Holzbank setzte. Der gute Alte kam nach und nach in's Erzählen hinein, wie er in seinem langen Leben den Stutzen gebraucht gegen die Feinde des Vaterlandes und das Wild des Hochgebirges. Und was er da oben erlebt auf den Jöchern, Kahren, Kögeln und Fernern, das klang wie seltsame Abendteuer, wovon folgende von ihm bestandene Fährlichkeit als Beispiel dienen möge. Vor langen langen Jahren, seit viel Wasser in der Achen hinabgeronnen und er in junger Kraftfülle gestanden, verfolgte er mit einem Kameraden auf den Fernern oben einen wunderschönen Gemsbock. „Haben muß ich ihn," hat er sich gedacht, und kletterte ihm nach. Da kam er aber zu rutschen und gerieth auf eine höchst gefährliche Stelle, wo ihm das Gelüste nach dem Gemsbock so ziemlich vergieng. Er konnte nur nach der Seite eine Strecke am Eise hinschleichen, sonst war nirgends ein Ausweg, einzig und allein unter ihm sah er eine Stelle, wo er sich auszukommen getraut hätte; aber von jener Stelle trennte ihn eine weite Eiskluft! was war da zu thun? Der Kneisl wußte es selber nicht und über dem Hin- und Herdenken und Wegsuchen überfiel ihn die dunkle Nacht — und eine Nacht auf dem Ferner ist gewöhnlich Menschentod. Doch er wußte sich stets munter und beweglich zu erhalten, bald schlug er mit den Händen, bald stampfte er mit den Füßen, blieb unverzagt und wartete den Tag ab. Ein Jäger meinte er muß nie verzweifeln, auch dann noch nicht, wenn ihn der Knochenmann schon bei der Zipfelkappe hat. Am andern Tag probirte er nun das letzte Mittel, das freilich eines war auf Leben und Tod. Er knieete zuerst nieder, betete mit gefalteten Händen zum Himmel um Schutz und Rettung und empfahl dem Herrn seine arme Seele. Dann klomm er auf der Eishalde aufwärts, so weit er nur konnte, setzte sich nieder und rutschte mit sausender Windesschnelle abaus und wurde auf solche Weise glücklich über die gähnende Kluft hinaus geschnellt. Nun war er gerettet und dankte dafür Gott und seinen Heiligen durch inbrünstiges Gebet.

Ein anderes Geschichtl, das er „losgschnellt" (so sein Ausdruck) ist eine wirkliche Geschichtsage, welche seine Familie betrifft; die soll hier wegen des Dialektes und der Sprachwendungen Wort für Wort, wie er sie erzählte, wiedergegeben werden: (der Mittelton zwischen o und a, ist durch ein fettes a angezeigt). „Mein Urnäne (Urgroßvater) hats vun sein Natte (Vater) derfraget und der hats mein Näne (Großvater), mein Näne hats wida mein Natan gſöt (Vatern gesagt) — Gott hab'n selig, sein Leib liegt schon lang zu Lab und zu Stab zerfallu — und d'r Nate hats nit oanmal, ja tausendmahl derzöhlt akurat wi - r - i engs **da** fürbring und so woaß a - n - iaz (ein jedes) in unsr'ra Gfrüdschaft (Verwandtschaft) Ja so isch's! Und da - r - erscht Kneisl

hat an Bruada gehaben und der war weita davorn im Schmiedalas Haus, was ma guat sechn kann wenn mann d' Ougn (Augen) aufthuat, sag i. Der Schmiedalas is a frischa bamstarka Lott'r gewes'n, hat gern bet und g'arbat (gearbeitet) is a gern auf die Gamaza (Gemsen) Hurmentl (Murmelthiere) und growa und weißa Has'n ganga — Ja sag i! er hat unsa Natur einghett — ob'r so viel derschoßn hat wi-r-i? dös kannt grad no auf a Gwett ankemmen. Da hat d'r Schmiedalas dafahrn daß sein Landsherr in an Krieg vawiklt worn ischt, da lat 'r si glei anstölln, wen glei sein Alti (Weib) gepleaƒet und die Kind'r geschrian habn. Treu sein ist nöt load, pfied (behüte) eng Gott, da Schutzengl wird mi und eng beschützn, so hat 'r gsöt und nimmt sei Bix und rennt durcha nach Schprugg (Innsbruck.) Ja, das is gwiß! und z'Schprugg wird 'r als Scharfschütz eingschtöllt und rukt mit andanan Schützn und kaisalichn Soldatn in's Vintschgau wo d' Franzosn durchs Engadein wia die Rab'r einbrochen sein. Ja sag i und muaß wahr sein. Das soll untan Kaisa Ferdinand den Zweit'n gschechn sein, der is dazumal Landsherr gewesn, wenn glei die Erzherzogin **Claudia**, die Wittib von sein Bruada Leopold den Fünften s' Tirolerlandl regiert hat. D'r Kneisl im Vintschgau kommt grad z'recht zu-n-an bluatign Gfecht, was aba-r-an schlechtn Ausgang gnumma hat, ß! ß! (der Erzähler kratzt sich in den Kopf und trippelt hin und her) san die Kaiserlichn gwixt worn! — ß! ß! und die verdammtn Franzosn habn die Soldatn und Schützn und unsan Kneisl so auszahlt, daß sie in ein' Wald fliechn habn gemüaßt um sich zu rettn und wida zu sammeln und, ja wahr ischs! wozu d'r kaisaliche General o (auch) kemen ischt. Und wia das die Blaurökla gesechn haben, wölle sie sie langsam auftreibn und nähern sich in unzählbaren Haufn untern **Comando** von ein' bartign französischn General, dem mans übers Gwandl (Kleidung) angsechn hat daßn da Teufl reit't und daß 'r a Höllnschneid hat. Da tritt unsa Vorfahr, d'r Schmiedalas vor mit d'r gladenen Kuglbir, ja sag i! und sagt zum General: uns'r Herrgott hat no kuan Deutschn sitzn lassn, und s' müaßt auf oamal da Belzebua wida z' Ehrn kemma sein, wenn i den vergoldeten Sauschwanz dort nöt oacha schoiß' (herab schösse.) Drauf sagt unsa General: der is zweit wög. Noa moant da muathige Kneisl, auf sölla Dischtanz han i gar viel Gamaz'n gschoßn, wer i n' General wohl o tröffn. Drauf sagt da General wider: Meinthalb'n probirs halt! Und unsa Kneisl schlagt an, druckt — es knallt — pumbs und patsch purzlt d'r Franzosen-General vom Pferd ocha und macht koan Schnaufer mehr — er ischt maustoad. Ja! Jazt schrein die unsern voll Freud Juhe! aber die feindlichen Soldaten sein so erschrökt worn, daß sie ganz verwirrt auseinander sein, da sein die unsern wi-r-a Staublawin vorgedrungen und habn nit nur den Platz erobert, sondern die Feind theils gfangen theils vernichtet. Und da Kneisl globets fascht gar nit daß er d'r Held vom Tag ischt, und erscht wi-r-n d'r General vor alle Schützn und Soldatn umholset und gedankt hat, erscht

da hat ers globet. Das war no nit alles, der General sagt: Kneisl iaz verlang dr grad Sachn und Gnadn vun Kaisa was du willscht, der Kaisa wird dir gern alles thuan, was mögli ischt. (der Erzähler lüpft seinen Hut) Ja so ischs, das war der Schmiedalas Kneisl vor so oan muaß ma schon 'n Huat lupfn! — (den Hut aufsetzend) Und wia da General den Antrag gstöllt hat bsint sie da Kneisl nit lang und moant s' Verspröchn war schon recht aba s' Haltn sollt halt von Dau'r sein. Da lacht da General und sagt du bischt a Lapp, woaßt den nit daß 's Kaisawort heili is. A so? nache bin i nit varlögn sagt der Kneisl, ös wisset i bin a frischa Jaga und Fischa und dazua braucht ma-n-oft a Glasl Trunk. Han i was verdient so möcht i wohl habn freie Jagd und freie Fischerei (Fischfang) vom Rettenbach bis zum Lahnbach und von d'r Windachn bis zum Griesbach, weil das die beschtn Platza im Oetzthal warn. Aft'r möcht i no, sagt d'r Kneisl — Ja sag i und hat 'r gsagt! möcht i no a Freischank für Wein und Branntwein und was i in's Gurglar- und Oetzthal verhandeln will, soll i stuirfrei einführn derfn. D'r General merkt sie die Röd, d'r Fried'n is gschloßn worn, d'r Kneisl is hoamkemmen und es hat gar nit lang gedauert so kriegt 'r vom Kais'r all's was 'r gwunschn hat, mit Siegl und Brief bestättigt für ewige Zeiten. Ja für ewige Zeitn hats g'hoaßn, aba da Vorfahr hats wohl gnossn is a gmachta Mann gwösn, aber — mir habat koan Idipfal mehr davon; wia das so kemmen ischt woaß koana von allen Kneisln die gpfrüdet sein. J denk ma unsa Herrgott hats so gfüaget, und jagen und fischn bin i ma o gnua gangen und Ja sag i, iaz wißts alls! —

Es hatten sich während der Zeit einige Nebel zusammengezogen, daher mußte auch die gemüthliche Conversation bald abgebrochen werden, um nicht in den Regen zu kommen; die bösen Nebel! — — — Am nächsten Morgen war das grüne Gurglthal mit Schnee bedeckt — im August — und das soll öfter vorkommen. Diese Kontraste überraschen, sind aber nicht sonderlich erfreulich!

Nebst dem Kneisl ist für Jagdliebhaber der Sagmeister Benedikt Scheiber als Schütze eine wichtige Persönlichkeit. Hat er doch schon über 100 Gemsen erlegt und „pfeffert" nun jährlich seine 5 bis 6 „Versprengten" nieder, weil die Standgemsen längst ausgeschossen worden sind. Ist einmal dem frischen Sagmeister das Waidmannsglück so hold gewesen, daß er mit einem Schuß zwei Gemsen zugleich getroffen und getödtet hat. Der Sagenfreund kann sich beim Poschelebauern von wegen des Kasermandlstreiches den genauen Hergang erzählen lassen, weil erst im Jahre 1852 in seinem Stalle das „Zwei-Küh-Zusammenketten" statt gefunden haben soll, wie uns zwei Führer im Jahre 1857 am 6. August (P. P. G. u. A. K. von Pirkitsch) als eine ganz wahrhafte Geschichte anvertrauten. —

Nun können wir wieder zurück wandern nach unserer gemüthlichen Wohnung beim geistlichen Herrn; und da überzeugen wir uns von der Wahrheit

der trefflichen Schilderung **Adolf Schaubach's** von Meiningen, der in seinem bändereichen Werk „die deutschen Alpen" das Gurglerhochthal so schildert: „Die Ache grollt nur noch als ferner Donner eines abziehenden Gewitters; ihr Bett hat sich tief eingeschnitten und sich dadurch selbst unüberschreitbare Schranken gesetzt; keine Ueberschwemmung kann hier den Frieden des Thales stören. Doch auch kein Baum, kein Strauch unterbricht hier die hügeligen Matten, keine Felsenwand schwebt drohend über dem Weg. Statt der dunkeln Wälder leuchten die Ferner herab, statt der schwarzen Wände überzieht ein lichtgrüner Rasenteppich die Hügel und Gehänge des Thales. Man erwartet höchstens eine einsame Sennhütte und hört plötzlich die ernsten Töne einer Glocke aus gothischem Kirchenthurme." — Es wird wohl das **Aveglöcklein** gewesen sein, welches in solchen stillen Hochthälern so viel Entzücken, Trost und Erbauung verbreitet, daß sogar ein gefühlvoller Türke den Hut abziehen müßte und auf den Harem vergäße. —

Wir wollen nun einen kleinen Bergblumenstraus auf das Grab des verunglückten Dr. Bürstenbinder niederlegen auf dem kleinen stillen Gottesacker. Bürstenbinder, ein edler strebsamer Naturforscher, fand am 11. Juli 1845 leider weil er zu wenig vorsichtig war und sich nicht an den Strick angebunden zu Klüften wagte, auf dem großen Gunglerferner seinen Tod und wurde am 13. hier begraben. Mutterliebe baute über sein Grab an der Kirchhofmauer ein Kapellchen mit einem Denkstein, an welchem mit goldenen Buchstaben zu lesen ist:

**Dr. Karl Bürstenbinder**

geboren zu Berlin am 2. März 1810, verun glückt auf dem großen Ferner am 11. Juli 1845.

Ein edler Mensch, der Mutter Stolz und Glück,
Der einz'gen Schwester einz'ger Bruder sank
In diese Gruft, der Freunde treuster Freund,
Ein Jugendlehrer, reinster Tugend Bild,
Der Schöpfung hohe Wunder wollt er schauen —
So lebenswarm — und stürzt' in Todesgrauen:
Laß' Wandrer ihm der Wehmuth Thräne thauen! —

Von Gurgl aus lassen sich herrliche Exkursionen machen, zum Gaisferner und der nahen Granatenmurre, wo man schöne Granaten findet wie im Widum zu sehen sind, zum Rothmosferner, Gurglsee, Gurglerferner und steinernen Tisch; man versäume auch nicht das ungeheuer hohe, nahe bei Gurgl liegende Fernerende des großen Ferners zu beschauen, aus dessen schönem, leider durch Schnee und Gerölle zu sehr bedeckten Eisthor der wasserreiche Gurglerbach hervorstürmt. Die besten Führer von Gurgl sind der „Blasig" (Blasius), Grüner, Josef, Tobias und Wendelin Santer. Der „Blasig" ist zugleich Gemsjäger und weiß mancherlei Jagd- und Alpenschnurren zu erzählen. Man

zahlt einem Führer, wenn nicht Heuzeit ist, für Begleitung über den großen Ferner 2 bis 3 fl., über den Langthaler Ferner 2 fl., bis zum Gurglersee 1 fl. 30 kr., über den Ferner und Ramol nach Fend 3 fl., nach dem Timmelsjoch 1 fl. 30 kr., wohin man in 2½ St. auf ziemlich ebenem Pfad' gelangen kann, und den man wählt, wenn schlechte Witterung die Fernerpartien verhindert. Schlüßlich ist anerkennend zu erwähnen, daß in neuester Zeit bei den Ortschaften Gurgl und Fend durch die eifrigen Seelsorger reiche Lager von Torf und Kalk aufgefunden wurden, wodurch dem bisherigen drückenden Mangel an Brennstoff und an Steinen zur Kalkbereitung auf unerwartete Weise abgeholfen wurde. Mußte man doch früher den Kalk von Heimingen bei Silz draußen im Innthale beziehen!

Somit wären wir an den zwei Ausgangspunkten Fend und Gurgl angekommen, unsere Mission ist vollendet, denn was da drüber hinaus liegt gehört in's Bereich der Fernerreisen, zu welchen die „tirol. Monatblätter" mit der Voreinleitung ohnedieß schon begonnen haben *).

---

*) Angeregt vom Verfasser hat Hr. Lithograph Redlich in Innsbruck im J. 1857 das merkwürdige Oetzthal und die Ferner bereiset und bei 50 Skizzen getreu nach der Natur aufgenommen, wobei sich auch das Panorama vom Ramolkar (am Fernerübergang von Gurgl nach Fend) befindet. Er gedenkt diese interessante Sammlung zu höchst billigen Preis noch im Laufe dieses Sommers lithographirt zu veröffentlichen.